Pr. o. gall. 2566 m (1 du Terrail.

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Die Dame
mit dem schwarzen Handschuh.

Sitten=Roman

von

Vicomte Ponson du Terrail.

Aus dem Französischen

von

J. Blümel.

In drei Bänden.

Wien.

Heinrich Spitzer.

1865.

Die Dame
mit dem schwarzen Handschuh.

Sitten-Roman

von

Vicomte Ponson du Terrail.

Aus dem Französischen

von

J. Blümel.

Erster Band.

Wien.

Heinrich Spitzer.
1865.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.

Prolog.

Erstes Capitel.

„Ah, schlafen wir denn Alle?“ schrie einer der Gäste, sein Glas leerend und auf seine Tischgefährten einen Blick werfend.

„Nie,“ erwiderte die frische und sonore Stimme eines zwanzigjährigen Mädchens.

Diese Frage und Antwort wurden ungefähr um fünf Uhr Morgens in dem Speisesaal einer eleganten und im Dezember des Jahres 184* sehr berühmten Frau gesprochen.

Fulmen, die Königin des Balletkorps, weniger berühmt durch ihre choreografischen Talente, als durch die Liebe, welche sie Lord G., einem irischen Pair einflößte, der reich wie ein indischer Nabob war, hatte diese kleine Tischgesellschaft bei sich versammelt.

Lord G... wandelte ihre Wohnung in ein Paradies um und Fulmen hatte für 200,000 Francs dieselbe im ele=

gantesten Style einrichten lassen. Der Speisetisch wurde in einem warmen Wintergarten aufgestellt, welchen kostbare Gewächse, aus allen fünf Welttheilen entführt, zierten.

Die Gesellschaft war nicht groß, sie belief sich ungefähr auf acht oder zehn Personen.

Der älteste darunter war ein junger holländischer Banquier von dreißig Jahren, die jüngste eine Schauspielerin, welche eben ihren siebzehnten Karneval feierte.

„Meine guten Freunde,“ hatte Fulmen zu ihnen gesagt, als sie sich zu Tische setzten, „ich habe Euch hieher gebeten, um Euere Meinung über eine sehr ernste Angelegenheit, welche sich bald erfüllen wird, zu hören.“

„Oh! oh!“ riefen die Geladenen.

„Willst Du Dich verheiraten?“ fragte Malwine, ein braunes Mädchen, deren schwarzes Haar wie der Kopf eines Negers gekraust war.

„Ja,“ rief Fulmen mit ihren Rosenlippen.

„Geh doch, Du scherzest.“

„Meine Kinder, wisset Ihr, daß ich beginne, alt zu werden?“

„Wie alt bist Du?“ frug Moriz Stephan, Journalist der Presse.

„Diese Frage ist roh, mein Theurer,“ erwiderte Fulmen, „aber da es sich um Geschäfte handelt, so will ich dieselbe freimüthig beantworten. Eine Frau hat drei Alter: Dasjenige, welches sie wirklich hat, dasjenige, welches sie vorgibt zu haben und jenes, welches sie haben möchte.“

„Bravo.“

„Mein erstes ist siebenundzwanzig, mein zweites dreiundzwanzig und mein drittes zwanzig.“

„Das erste ist ernst!“ murmelte der Banquier. „Du bist nun genügend reif, um Dich von einem Millionär lieben zu lassen, vielleicht wird selbst eine Heirat daraus.“

„Wenn ich nicht heirate, so denke ich wenigstens daran. Ich danke für Deine Meinung.“

„Und wen gedenkst Du zu heiraten?“

„Lord G..., nicht wahr?“

Der Banquier nahm seine Zigarre und zeichnete mit der Asche derselben einige Ziffern auf den Tisch. Einen Augenblick schien er in eine tiefe und mühevolle Rechnung vertieft, plötzlich jedoch erhob er den Kopf und sagte:

„Lord G... hat 50,000 Livres Sterling Einkommen. Du machst eine gute Partie und ich lobe Dich dafür.“

„Ich bin auch dieser Meinung,“ sagte die Schauspielerin, indem sie sich in die Lippen biß. „Aber eines setzt mich in Erstaunen.“

„Was?“

„Daß nicht Du ihn heiratest, sondern er Dich.“

„Das ist sehr einfach.“

„Meinst Du?“

„An dem Tage, als ich ihm begegnete, ging er nach Indien, um sich das Gehirn zu verbrennen, damit er seinen Spleen wegbringe. Ich besänftigte denselben, und er lebte drei Jahre, um das Vergnügen zu haben, seine Maitresse loben zu hören. Lord G..., sagte man, hat eine sehr schöne Maitresse, welcher es nicht gelingt, ihn zu ruiniren. Dieselbe Maitresse langweilt nun den edlen Lord und er bildet

sich ein, daß sie als seine legitime Frau ihn besser unterhalten würde. Es ist dies so eine englische Idee."

„Uud er heiratet Dich?"

„Morgen, wenn ich will."

„Meine Theure," wendete ernst Moriz Stephan ein. „ich will Dir einen Rath geben, den Du zwar nicht bebefolgen wirst, aber demungeachtet will ich ihn Dir geben."

„Dieser Junge ist parador," murmelte die Schauspielerin.

„Meine theure Freundin," fuhr Moriz Stephan fort, „die galante Frau, welche sich vermält, gleicht jenem russischen Edelmanne, welchen der Wille des Selbstherrschens auf seine Besitzungen ruft. Dort verscharrt er seine ungeheuren Einnahmen, damit er nichts davon ausgeben darf. Eines schönen Tages geht er auf zwei Jahre auf Reisen, er begibt sich nach Paris, wandelt seine Einnahmen in Kapital um, das er gegen französische Renten vertauscht, erhält 30,000 Livres Renten und begibt sich der 5—600,000 Livres, die er in seinem schneeigen Vaterlande besitzt und die ihm die Selbstherrschaft konfiszirt, — und alles nur, um nach seinem Geschmacke in voller Freiheit auf französischer Erde leben zu können."

„Ich verstehe Dich nicht," unterbrach ihn Fulmen.

„Warte, Du wirst mich gleich verstehen. Die Heirat, meine Theure, ist für ein Mädchen Deines Schlages das Rußland des Herzens. Man gefriert ein, man stirbt dabei vor Langeweile. Wenn Du sechs Monate mit Deinem alten Gatten in einem seiner irischen Schlösser, von grotesken

Gentlemens und kostbaren Lady's, die den Mund nur zum Gähnen öffnen, umgeben sein wirst, so wirst Du oft ausrufen: O Gott, wäre ich heute Abends lieber im Maison d'Or, um mit meinen ehemaligen Freunden dort Lanzknecht zu spielen."

„Er hat vielleicht Recht, dieser Herzensjournalist," rief die Schauspielerin.

„Ich glaube es auch!" erwiderte Moriz Stephan.

„Bravo!" schrien mehrere Stimmen.

„Meine Tochter!" fügte Moriz bei, „ich würde es lieber sehen, wenn Du einen Maler liebtest, als daß Du diesen Nebelmann heiratest."

„Aber," bemerkte Nini Pompadour, eine geistreiche braune, pikante Kleine, „Fulmen hat Schulden."

„Bah!" entgegnete diese. „Wenn ich Lord G... heirate, so geschieht dies nicht aus Elend, sondern aus Langeweile. Ich habe 30,000 Livres Einkünfte."

„Dreißigtausend Livres Einkünfte!" schrie Moriz. „Wäre ich Fulmen, hätte ich ein solches Vermögen, weit entfernt von mir wäre der Gedanke, zu heiraten. Ich würde lieber das Vergnügen und das Glück in mich aufnehmen, ich würde mich an eine unmögliche Liebe klammern, ich würde versuchen, das Unmögliche möglich zu machen ich würde trachten, die Leidenschaft eines Mannes, der in eine Prinzessin verliebt ist, auf mich zu lenken."

„Mein theurer Moriz," nnterbrach ihn Fulmen, „Deine Erzählung ist hübsch, sie würde die zweite Seite eines Deiner Feuilleton sehr schmücken."

„Scherze nur!“ sagte Moriz, „in einem Jahre wird Lady G . . . sehr wohl begreifen, was ich heute zu Fulmen sagte.“

„Fulmen begreift es auch, mein Kleiner. Aber ich verlange nun von Euch keinen Rath, sondern Zeit zum Nachdenken. Am nächsten Morgen ist mein Entschluß gefaßt.“

„Fulmen,“ sagte Moriz, „willst Du eine Wette eingehen?“

„Welche?“

„Daß, wenn ich Dir einige Worte in's Ohr sage, Du auf Dein Heiratsprojekt Verzicht leistet.“

„Meiner Treu!“ sagte Fulmen lachend, „ich wäre neugierig, diese Erfahrung zu machen.“

„Nun, so komm!“

Fulmen verließ den Tisch.

„Meine Herren und Damen,“ sagte sie, „ich komme in zwei Minuten zurück.“

Und sie führte den Journalisten aus dem Speisezimmer in ihr Boudoir, welches sie abschloß. Moriz setzte sich zu ihr.

„Meine Kleine,“ sagte er, „ich kenne Dich, Du realisirst gerne als Frau den männlichen Typus eines Don Quixotte.“

„Das ist wahr.“

„Hindernisse reizen Dich auf. In Allem, was ich Dir bisher sagte, hast Du nur Eines gefühlt, nämlich, daß eine unabhängige Lage Dir erlauben würde, eine romantische Liebe zu haben.“

„Du sprichst wie ein Buch, mein Kleiner. Unglücklicherweise —“

„Ah, die Ausnahme!“

„Unglücklicherweise,“ fuhr Fulmen fort, „ist eine solche Liebe, von der Du soeben sprichst, unauffindbar.“

„Du glaubst?“

„Seit zehn Jahren habe ich noch keinen Mann gesehen, der nicht sogleich zu meinen Füßen gefallen wäre,“ fuhr Fulmen fort, „und dennoch —“

Sie schwieg.

„Und dennoch,“ fuhr Moriz fort, indem er den Gedanken der Courtisane vervollständigte, „wolltest Du einem Manne begegnen, der dies nicht thut, nicht wahr? Einem dieser Männer, welche in der Menge verschwinden, die das Auge gesenkt, die Stirne nachdenkend, das Herz voll Liebe für ein Wesen haben, welches alle ihre Gedanken einnimmt.“

„Du sprichst wahr,“ murmelte Fulmen nachdenkend.

„Ah, Du siehst also, meine Tiegerin mit den Rosennägeln, daß ich Dich errathen habe!“

Fulmen schien in eine tiefe Betrachtung versunken.

„O, Mädchen aus Marmor und Stahl!“ murmelte Moriz, „ich möchte Dich sehen, von einer heiligen und gesegneten Liebe eingenommen; ich möchte sehen, wie Dein Auge sich bei der Fackel der Eifersucht entzündet, wie Dein Nagel sich in das Stahlherz desjenigen schlägt, den Du liebst, der aber sein Herz einer Anderen schenkte, ich möchte Deine Syrenenstimme hören und das teuflische Lächeln auf Deinen Lippen sehen, wenn er sich Dir ergibt.“

Während Moriz so sprach, veränderte sich das Gesicht seiner Zuhörerin.

Die Rosen ihrer Wangen verschwanden und machten einer schrecklichen Blässe Platz.

Fulmen war schön und es war kein Wunder, daß schon mehrere junge Leute aus den angesehensten Häusern sich ihretwegen tödteten.

Ihre schwarzen Haare fielen in Unordnung auf ihre Schultern herab, ihre Lippen erinnerten an die Kirschen im Juni, ihre Zähne waren blendend weiß.

„Oh, oh," murmelte Moriz, „es scheint mir, daß Du mich verstanden hast."

„Ja," erwiderte sie, „ich wollte einen Mann finden, der mich mit Gleichgiltigkeit und Verachtung angesehen hätte, der mir widerstanden wäre. Aber Du täuschest Dich, mein armer Moriz, wir sind Dichter, Du so, wie ich, und wir vergessen, daß die Männer gefällig, eitel und feige sind. Derjenige, von dem Du sprichst, lebt nicht."

„Du täuschest Dich," erwiderte Moriz. „Der Mann, von dem Du träumtest, lebt, ich kenne ihn."

„Du?"

„Ich!" erwiderte kalt Moriz.

„Ist er jung?"

„Jung, schön, verständig, reich."

„Was kümmert mich sein Reichthum! Liebt er?"

„Er bewahrt im Grunde seines Herzens eine jener heftigen geheimnißvollen Leidenschaften, deren Gegenstand Niemand kennt und die sein Leben verzehren. Welches Weib,

Dämon oder Engel, hat sein Herz erfüllt? Niemand kann es Dir sagen. Aber seit sechs Monaten ist sein Leben ein Räthsel und ich will, daß Du dieses auflösest."

„Mein Theurer," sagte Fulmen, „wenn Du mir diesen Mann vorstellen kannst, so schwöre ich Dir, daß er mich lieben wird und müßte ich mit meinen Augen alle vier Enden der Stadt in Flammen setzen."

„Bah!" erwiederte Moriz, „wie willst Du, daß Lady G. ihn verführe?"

„Ich werde nie Lady G. werden."

„Parbleu! Du siehst also, wie Du Deinen Entschluß gefaßt hast! Oh, ich erkannte Dich wohl, meine Tigerin, als ich Deine Nägel schärfen, Deine wilde, eingeschlummerte Grausamkeit erwecken, Dein Blut, welches dick zu werden begann, peitschen wollte. Du warst der Raubvogel, welcher in den Lüften schlief und den ein Geräusch erweckt."

„Aber," murmelte Fulmen, „wer ist dieser Mann?"

„Einer meiner Freunde."

„Wo ist er?"

„Bei Dir."

„Bei mir?" frug Fulmen erstaunt.

„Ja," sagte Moriz mit dem Kopfe nickend.

„Diesen Abend?"

„Diesen Abend selbst."

„Das ist sonderbar, sah ich doch nur lachende Gesichter um meinen Tisch."

„Irrthum! — Inmitten dieser lachenden Gesichter ist eine bleiche, sorgenvolle Stirne, ein stummes Gesicht, ein gebrochenes Herz. Aber man muß Beobachter sein und alles

das errathen, denn alle unsere Freunde da drinnen sind betäubt."

„Du wirst ihn mir zeigen?" frug die Courtisane.

„Ja, aber durch ein unbemerkbares Zeichen."

„Weshalb?"

„Damit er nicht bemerke, daß wir ihn erforscht haben," sagte Moriz, Fulmen fest ansehend. „Weißt Du," fuhr er fort, „welches die herrschendste Leidenschaft bei einem Künstler, einem Träumer und einem Poeten ist?"

„Nein."

„Die Neugierde. Ich habe geschworen, das Geheimniß dieses Mannes zu erfahren und deshalb übergebe ich ihn Dir."

„Ich nehme ihn an."

„Nun also, ich werde Dir den Feind zeigen," sagte Moriz. „Wir kehren jetzt zu Deinen Gästen zurück. Während des Soupers werde ich plötzlich an einen Mann die Frage stellen:

„Ziehen Sie Burgunderwein dem Madeira vor?"

„Dieser Mann ist der Bewußte!"

Zweites Capitel.

Fulmen erhob sich, stützte sich auf den Arm Morizen's, und kehrte mit diesem in den Speisesaal zurück.

Die Gäste lachten und tranken.

Das Wiedererscheinen der Herrin des Hauses wurde mit fröhlichem Gelächter begrüßt.

„Nun," frug man, „hat der Großsprecher Moriz Dich besiegt, Fulmen?"

„Vielleicht."

Und die Tänzerin lächelte, wobei sie zu sagen schien: „Das ist ein Geheimniß zwischen ihm und mir."

„Meine arme Fulmen," sagte der holländische Wechsler in väterlichem Tone, „höre nicht auf die Poeten, denn ihre goldene Sprache führt Euch auf einen von Blumen bestreuten Weg, der gerade zum Elend geht. Heirate Lord G., er hat ja fünfzigtausend Livres Sterling Einkünfte."

„Dieser Banquier ist unerbittlich wie eine Ziffer," bemerkte Moriz.

Fulmen schwieg; dann reichte sie ihr Glas ihrem Nachbar, indem sie sagte:

„Ich kenne keine ungeschicktere Konversation, als die über das Heiraten. Ich weiß nicht, ob ich mich eines Tages Lady G. nennen werde, aber noch bin ich Fulmen, und ich will nicht, daß mein Souper einem Todtenmahle gleicht.“

„Dennoch,“ sagte Malwine lachend, indem sie ihre weißen Zähne sehen ließ, „glaube ich, daß das ein Souper von halb Betrunkenen ist.“

„Bravo!“ schrie Stephan.

„Ich,“ fuhr Malvine fort, „ich habe Herzenskummer, und man rieth mir, mich zu betäuben.“

„Wer spricht von Herzenskummer hier?“ frug Fulmen. —

„Diejenigen, die keinen haben,“ rief der Journalist, „denn die, die wirklich von diesem Leiden befallen sind, verhalten sich ganz ruhig.“

Und sein Glas einem ihm gegenüber sitzenden Manne hinhaltend, sagte er:

„Ziehen Sie den Burgunderwein, von dem ich Sie bitte, mir einige Tropfen einzuschenken, dem Madeira vor, der sich bei Ihnen befindet?“

Bei diesen Worten erzitterte Fulmen, und betrachtete aufmerksam denjenigen, an den diese Frage gerichtet wurde.

Es war dies ein junger Mann, von ungefähr sechsundzwanzig Jahren, welcher bisher kaum einige Worte gesprochen hatte.

Er hieß Armand Léon und war der Sohn des Obersten gleichen Namens.

Der Blick, den Fulmen auf diesen Mann richtete, war durchbohrend; doch keiner der Anwesenden nahm darauf Rücksicht, und die Konversation wurde immer lebhafter, paradoxer. Von der Heirat Fulmen's war keine Rede mehr.

Aber Nini Pompadour, die hübsche kleine Brünette, rief:

„Ich wette, daß nicht einer unter uns in seinem Herzen ein kleines Geheimniß trägt, ein Geheimniß, welches man gerne gestehen will, es aber ernstlich in Abrede stellt."

„Es ist gewiß," erwiederte Fulmen, indem sie das Glas Armand's füllte, der nun der ausschließliche Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit wurde, „es ist gewiß, daß ein solches Geheimniß, wenn man so glücklich ist, eines zu besitzen —"

Ein unmerkliches Winken aus den Augen Stephans verhinderte die junge Frau, weiter zu sprechen.

„Ah," rief er, „Du willst Liebesgeheimnisse, Nini? Mein Ehrenwort, Du verlangst viel! Aber wer liebt heutzutage? Hat die Laune nicht die Leidenschaft getödtet? Ich kenne unter uns nur ein einziges Herz, welches romantisch genug ist, sich mit einem dichten Geheimnisse zu umgeben und es getreulich zu bewahren!"

„Wer ist dies?" frug man in der Runde.

Fulmen zitterte neuerdings.

„Meiner Treu!" rief der Journalist, „dort ist der Schuldige."

Und er bezeichnete mit dem Finger Armand.

Dieser erbleichte Anfangs leicht, doch schnell erholte er

sich von seiner Bewegung, und ein trauriges Lächeln glitt über seine Lippen.

Fulmen benützte seine Verlegenheit, um neuerdings sein Glas zu füllen, denn sie hoffte, daß der Wein seine Zunge lösen würde.

„Mein armer Armand,“ sagte Moriz, „Du mußt es also zugeben —“

„Was zugeben?“

„Daß wir im Innern des Herzens eine schöne und gute Leidenschaft haben.“

„Mein theurer Freund,“ entgegnete der junge Mann mit Würde, „wenn dies auch wäre, so ist dies doch nicht die Stunde und der Ort, um Geständnisse zu machen.“

„Oh,“ sagte Moriz, „Du darfst meiner Meinung nur beistimmen, sonst verlangen wir nichts von Dir.“

„Gut, ich stimme Dir bei.“

Armand sprach dieses Wort kalt und mit der Einfachheit eines Mannes aus, der bei den Verirrungen seines Herzens nicht erröthet.

„Also,“ murmelte Fulmen, deren Stimme vor Erregung zitterte, „Sie lieben.“

„Ich liebe —“

„Mit Leidenschaft?“

„Mit Trostlosigkeit, Madame.“

„Deshalb ist unser Freund Armand ja hier,“ fügte Moriz bei, „er will seine verkannte Liebe in dem Vergnügen tödten.“

„Mein Theurer,“ sagte Armand mit traurigem Lächeln, „eine verkannte Liebe ist stets eine aufrichtige Liebe.“

„Wie! Ist es die Ihrige nicht?“ frug die Tänzerin.

„Nein, Madame.“

„Nun,“ fügte sie lächelnd bei, „erkläre ich mir Ihre Traurigkeit. Kann eine Frau, die Sie lieben, Sie verzweifeln lassen?“

„Sie sind gut,“ sagte Armand, sein Glas leerend, während eine Thräne in dasselbe fiel.

„Theurer Herr Armand,“ sagte Nini Pompadour, „Herr Stephan hat Ihnen einen schlechten Dienst erwiesen, indem er Ihren Kummer ausbreitete.“

„Glauben Sie?“

„Oh, gewiß, denn wir werden Sie so lange quälen, bis Sie uns Alles gesagt haben.“

Armand betrachtete sie lächelnd und sagte:

„Ich kann nicht.“

„Er ist bescheiden,“ dachte Fulmen, „denn er liebt heftig. Das ist also der erste Mensch, bei dem die Belagerung gemacht werden muß. Aber auch nur Moritz Stephan konnte diese Ausnahme finden.

„O,“ sagte sie ganz laut, „ich habe geschworen, mein theurer Freund, Ihr Räthsel zu lösen.“

„Wenn Sie es schon gelöst haben,“ sagte der junge Mann lachend, „so sind Sie weiter als ich.“

„Bah!“

„Ich weiß selbst nicht den Namen derjenigen, die ich liebe.“

„Ah! Zum Beispiel!“ rief der Poet, „es scheint mir, daß ich einen ganz guten Roman wittere.“

Die Schauspielerin fügte ernst hinzu:

„Der Roman ist in dem wirklichen Leben.“

„Armand, mein schöner Freund,“ ergriff Stephan das Wort, während der junge Mann ohne Unterlaß den Wein, den Fulmen ihm einschenkte, trank, „wärest Du vielleicht in eine Statue verliebt?“

„Man weiß den Namen der Statue.“

„Das ist richtig!“

„Wen lieben Sie also?“ frug Nini mit dem Trotze eines verdorbenen Kindes.

„Vielleicht sind Sie es,“ entgegnete Armand mit reizendem Lächeln.

Moriz begann zu lachen.

„Meine Dame,“ fügte Armand mit einer leichten Bewegung der Ungeduld hinzu, „sehen Sie nicht, daß Moriz sich über uns belustigt?“

„Ah —“

„Ich liebe eine Andere.“

„Giebst Du Dein Ehrenwort darauf?“ frug Malwine.

„Ich werde durch ein altes Sprüchwort darauf Antwort geben.“

„Nun also!“

„Sein Pulver nach Sperlingen verschießen, sein Pferd auf dem Wege trinken lassen, seine Frau einem Jeden rühmen und sein Wort bei jeder Gelegenheit geben, heißt den Kopf eines Hänflings und das Herz eines Hasen haben.“

„Herr Armand hat Recht,“ sagte Fulmen, „man giebt nicht sein Wort bei jeder Kleinigkeit. Uebrigens sind wir nicht das Tribunal der Inquisition und er hat das Recht, das Geheimniß seines Herzens zu bewahren.“

Drittes Capitel.

Armand begann seine Liebe, welche er vorher bestätigt hatte, zu leugnen; die Worte Fulmen's machten das Lächeln auf seinen Lippen verschwinden.

Plötzlich wurde er düster und schien in tiefes Träumen versunken, welches ihm die Gesellschaft vergessen machte.

„Allons!" sagte Moriz, „er gleicht dem Archimedes, als dieser sein Problem suchte. Die Erde könnte untergehen, ohne daß er es gewahr wird."

„Du täuschest Dich, Moriz," erwiederte Armand, der plötzlich den Kopf erhob, während der Wein ihm in den Kopf zu steigen begann.

„Herr Armand," sagte Fulmen, welche zu bemerken glaubte, daß die Blässe des jungen Mannes jenem leichten Roth, welches der Beginn der Trunkenheit ist, Platz machte, „es ist das Beste, Sie trinken auf die Gesundheit Ihrer Dame und verschweigen ihren Namen."

Ein nervöses Zittern bemächtigte sich Armand's.

„Diejenige, die ich liebe,“ sagte er, „hat keinen Namen.“

„Ein Weib ohne Namen? Das ist drollig!“ schrie Malvine.

„Moriz hatte Recht,“ rief Nini Pompadour, „so beginnt ein Roman.“

„Und,“ sagte der Journalist mit tiefer Stimme, „er wird enden, wie ein Drama des „Ambigu“ oder „der Porte Saint Martin.“

Armand richtete seine verglasten Augen auf ihn. Das Zeichen der Trunkenheit machte sich an dem jungen Manne bemerkbar.

„Nun also,“ sagte er mit krampfhaftem Lachen, „wenn Sie durchaus einen Namen wollen, so nennen Sie die Frau, die ich liebe: „**Die Dame mit dem schwarzen Handschuh.**“

„Oh, oh!“

„Ich kenne keinen Anderen.“

„Meine Herren,“ schrie Nini Pompadour, „Armand ist betrunken.“

„Das ist möglich.“

„Er redet irre!“

„Nicht im Geringsten.“

„Weshalb also diese sonderbare Bezeichnung?“

„Weil ich immer sah, daß ihre rechte Hand mit einem schwarzen Handschuh bekleidet war.“

„Trug sie nur einen Handschuh?“

„Einen einzigen.“

„Und,“ frug Malvine, „wo haben Sie diese Frau gesehen?“

„Ueberall."

„Ueberall?"

„Diese Frau ist also eine Vision?"

„Vielleicht!"

„O," murmelte Nini Pompadour, „Herr Armand moquirt sich über uns oder er ist betrunken."

„Nehmen wir an, ich sei betrunken und lassen Sie mir meine Liebe," erwiderte der junge Mann mit unsicherer Stimme, welche die fieberhafte Ungeduld derjenigen ausdrücken mag, die ihre Vernunft schwinden fühlen.

„Nein, nein!" schrie Fulmen hartnäckig, „Sie werden uns Ihre sonderbare Liebe erzählen, Herr Armand —"

„Meine Liebe ist fast ein Traum."

„Gut! wir werden träumen. Der Traum kommt ganz gelegen, es ist zwei Uhr Morgens und man beginnt zu schlafen."

„Oh, oh!" rief Malwine, die einen Arm um den Hals des Banquiers warf, „ich schlafe schon und habe mir einen Millionär als Kissen erwählt. Ich bin sicher, von lauter Gold zu träumen."

Armand blieb schweigsam, nachdenkend, sein Kopf fiel auf seine Brust herab.

Fulmen begriff, daß die Stunde der Erzählung gekommen sei.

In der That betrachtete sie Armand mit dem Ausdrucke bitterer Ironie, indem er sagte:

„Es wird Sie also interessiren, Madame, zu erfahren, wie ein Mann ein weibliches Wesen, deren ganzes Leben ein Räthsel ist, hoffnungslos lieben kann?"

„Aber das ist genug anziehend,“ sagte Fulmen naiv.

„Meine theure Freundin,“ fuhr Armand fort, „die Dame mit dem schwarzen Handschuh hat sich seit einem Jahre überall auf meinem Wege gefunden. Ich habe sie stets verfolgt, konnte sie aber nicht erreichen. Es ist kein Weib, sondern eine Chimäre, ein Traum, der mir stets enteilt.“

„Endlich,“ sagte Moriz Stephan, „ich verlange das physische Porträt, lassen wir einstweilen das geistige.“

„Sie ist groß, schlank, blond —“

„Aha, eine Heldin Walter Scott's, nicht wahr?“

„Wie die Heldin Ossians. Ihr Auge ist von dunklem Blau, mit einem sonderbaren Glanze, manchmal enteilen finstere Blicke demselben —“

„Mich friert in dem Rücken,“ unterbrach ihn Nini.

„Ist dieses Weib,“ fuhr Armand fort, „ein Engel oder ein Dämon, ich weiß es nicht. — Aber ich weiß, daß ich sie liebe, verehre, anbete.“

Nini Pompadour, welche diese letzten Worte hörte, machte auf der Stirne ein Zeichen, welches so zu übersetzen war:

„Gewiß hat die Vernunft den armen Jungen verlassen.“

„Meine Theure,“ sagte Armand, welcher dieses Zeichen verstand, „Sie haben vielleicht Recht, ich bin ein Narr — aber die Narrheit, die von der Liebe kommt, ist so traurig, daß das Lächeln darüber eine Grausamkeit ist.“

„Verzeihung,“ stotterte Nini, „aber ich glaubte, Sie

scherzen. Sie drücken sich so zweideutig aus und sprechen in Räthseln, die unseren Zweifel noch vermehren."

„Das ist wahr," sagte Moriz. „Wenn Du willst, daß man Deine sonderbare Leidenschaft achte, so mußt Du sie deutlicher erzählen."

Armand schien noch zu zögern; ein letzter Kampf fand in ihm statt. Eine geheime Stimme schien ihm zuzuflüstern: Schweige! Eine andere trieb ihn zum Sprechen."

Gequälte Herzen, die lange mit ihrem Kummer allein waren, haben oft das Bedürfniß, ihre Leiden Anderen zu gestehen, um Trost zu suchen.

„Nun also," schrie der junge Mann, sein Glas in fieberhafter Aufregung Fulmen reichend, da Ihr wissen wollt, wie ich leide, so will ich Euch erzählen, wie ich der Dame mit dem schwarzen Handschuh begegnete."

Fulmen und Stephan wechselten einen bedeutungsvollen Blick.

Viertes Capitel.

Unter den Gästen Fulmen's machte sich die Neugierde geltend, die sich durch Flüstern, so wie durch aufmerksame Blicke auf Armand kundgab.

Dieser war in seine Gedanken versunken, seine Stirne war umwölkt und man sah, daß er dem edlen Rebensaft zu sehr zugesprochen hatte.

Fulmen, zitternd vor Ungeduld und Angst, verzehrte ihn mit den Blicken.

Der holländische Banquier war sehr betrunken und hatte nur noch eine geringe Aufmerksamkeit auf das, was um ihn herum vorging.

Zwei andere junge Leute verließen den Tisch und begaben sich mit Nini Pompadour in das Nebengemach.

Es blieben also nur Fulmen, Malvine, eine hübsche Blondine, Namens Jenny und drei Männer, unter denen sich auch Stephan, dieser indiskrete und neugierige Journalist, befand, der das Ganze angezettelt hatte.

„Nun also, die Geschichte," sagte er. „Armand, mein Freund, zünde Dir eine Cigarre an und beginne zu beichten, wir wollen Alles wissen."

„Ihr sollt auch Alles erfahren."

Armand richtete sich auf seinem Sitze zurecht, nahm die Haltung eines Erzählers an und begann seine Bekenntnisse, welche mit religiöser Aufmerksamkeit angehört wurden, zum Besten zu geben.

„Das letzte Jahr," sagte er, „war ich in Italien. Wir waren unser zwei, Albert und ich.

„Albert ist jener berühmte Maler, den ihr Alle kennt, und der, obwohl noch sehr jung, dennoch schon sehr berühmt ist.

„Wir reisten also, wie die Verliebten und Künstler reisen.

Bald gingen wir zu Fuß, den Sack auf dem Rücken, bald fuhren wir im Wagen. Wir schliefen überall und lebten vom Ungefähr.

„Eines Abends gingen wir über die Appeninen und zwar über den isolirtesten und wildesten Theil derselben. Die Nacht brach herein, der Mond beleuchtete mit seinem blassen Scheine die umliegenden Gegenstände. Tiefes Schweigen herrschte um uns herum. Nur manchmal ließ sich der Ruf eines Nachtvogels oder das schauerliche Zirpen der Grille vernehmen. Albert summte den Refrain einer bekannten Oper und eilte leichten Schrittes voraus. Ich folgte ihm träumend nach. Die Ahnung eines bevorstehenden Unglückes beschlich mich leise.

„Weißt Du," sagte Albert plötzlich, „daß man uns hier ganz gut ermorden könnte, und daß Niemand uns zu Hilfe eilen würde?"

„Wohl," entgegnete ich, „das Abenteuer, so tragisch es auch wäre, hätte dann doch schon Vorgänger gehabt."

„Ja, gewiß. Aber wenigstens würden wir uns vertheidigen."

„Ich sah auf meinen Karabiner, den ich auf der Achsel trug.

„Plötzlich wurden in der Ferne mehrere Schüsse hörbar.

„Wir hielten an, der Lärm dauerte fort und schien sich zu nähern.

„Oh, oh," sagte Albert, „das ist ein wirkliches Pelotonfeuer.

„Gewiß ermordet man wieder irgend einen Reisenden oder die päpstlichen Dragoner haben eine Heerde Banditen aufgespürt."

„Mein Theurer," sagte Albert ruhig, „der Lärm ist weit, wir können dem Schwachen nicht zu Hilfe eilen, das Einfachste ist also, daß wir unseren Weg ruhig fortsetzen und das nächste Dorf zu erreichen trachten."

„Dieser egoistische Rath war sehr klug, demungeachtet leistete ich ihm nur mit Mühe Folge.

„Diese Flintenschüsse, welche wir gehört hatten und welchen bald tiefes Schweigen folgte, hatten in mir ein Echo gefunden, es schien mir, als ob mir theure Wesen in Gefahr wären. Aber Albert zog mich fort."

„Dein ritterlicher Sinn,“ sagte er, „entbehrt jedes gesunden Verstandes. Zugegeben, daß unsere beiden Karabiner uns Hilfe leisten, wer sagt Dir, daß Du die Opfer oder die Mörder findest? Wir hören jetzt nichts weiter, es ist Nacht — das beste ist, wir suchen unser Bett zu gewinnen und über unsere eigene Sicherheit zu wachen.“

„Wir setzten also unseren Weg fort und nach Verlauf einer Stunde kamen wir glücklich an ein kleines Gasthaus, das an der Straße lag.

„Eine alte Frau, eine wahre Duenna aus der komischen Oper öffnete uns, während ein junger Mann von ungefähr achtzehn Jahren sie begleitete.“

„Sie betrachtete uns Anfangs mit Mißtrauen, aber so bald wir ihr ein Goldstück zeigten, ließ sie uns eintreten.

„Verzeihen Sie mir, mein guter Herr,“ sagte sie in herzlich schlechtem Italienisch zu uns, aber die Zeit, in der wir leben, erlaubt schon, daß man ein wenig mißtrauisch sei. Es vergeht kein Tag, ohne daß die Bande des Banditen Giacomo etwas von sich hören lasse.“

„Ah!“ sagte Albert, „es gibt also Banditen in der Nähe?“

„Ob es welche gibt, Santa Maria!“ erwiderte die Alte, die Hände faltend. „Ach! theure Herren, die Apenninen wimmeln davon. Vergangene Woche wurden drei Reisende ausgeplündert.“

„Herren?“

„Ja. O, sie thun uns wohl nichts zu Leide, aber sie gehen den Reisenden stets hart zu Leibe!“

„Das ist doch wenigstens tröstlich,“ sagte Albert, mich betrachtend.

„Wenn also die Banditen kommen,“ sagte ich zur Alten, „so öffnet Ihr ihnen die Thüre?“

„Wahrlich!“ sagte die Alte naiv. „Das ist bei uns so der Brauch.“

„Wie, der Brauch?“

„Ja, die Reisenden sollen sich vertheidigen.“

„Ich warf Albert einen bedeutungsvollen Blick zu.

„Mein Theurer,“ sagte endlich mein Gefährte. „Krieg wider Krieg. Wir haben Waffen, wir werden uns vertheidigen. Legen wir uns hier nieder, denn ich bin müde und sterbe vor Hunger.“

„Ich hatte keine Zeit zu antworten, denn ein Wagen erschien vor der Thüre.

„Albert, neugierig, wer der Besitzer desselben wäre, eilte hinaus und bemerkte einen Postwagen. Ein Diener schwang sich vom Kutschenbocke und sein Anblick gab uns plötzlich die Erklärung zu den Flintenschüssen, die wir vor einer Stunde gehört haben.

„Er war mit Blut bedeckt, seine Stirne mit einem Tuch verbunden und seine zerrissene Kleidung zeigte an, daß er einen schrecklichen Kampf mit den Banditen zu bestehen gehabt hatte.

„Gleichzeitig sprang eine Frau aus dem Inneren des Wagens.

„Sie allein war von sechs Personen, welche vor einer Stunde in dem Wagen saßen, übrig geblieben. Vier davon wurden getödtet und die Dame hatte ihr Heil nur in dem

Umstande zu suchen, daß sie mit eigener Hand zwei der Banditen niederstreckte. Ihr Bedienter hatte die Geistesgegenwart, sich auf den Kutschbock in demselben Augenblicke zu schwingen, als der Postillon todt von demselben herabfiel, die Zügel zu ergreifen und in die Pferde zu peitschen. Sie errathen es wohl, die Dame im Postwagen war die Dame mit dem schwarzen Handschuh und es genügte mir, sie zu sehen, um von dieser seltenen Schönheit enzückt zu sein.

„Diese Frau, welche kaum dem Tode entronnen war und die mit eigener Hand zwei Menschen getödtet hatte, war eben so kalt und ruhig, als ob sie vom Balle käme.

„Sie erzählte uns ihr Abenteuer und erklärte zugleich ihren Wunsch, die Nacht auf einem Sessel in dem Gasthause zuzubringen, denn ihre Pferde wären außer Stande, sich weiter zu schleppen.

„Sie begreifen wohl, daß ich schon ganz geblendet war und kein Wort hervorbringen konnte. Albert war glücklicher als ich in dieser Beziehung, folgte seinem Naturell und sah in der Dame mit dem schwarzen Handschuh nur ein junges, hübsches Weib in einer romantischen Lage, bei welchem die Rolle des Ritters gefährlich werden könnte.

„In einer oder zwei wohlangewendeten Phrasen beglückwünschte er sie über ihren Heldenmuth und bot ihr seine Dienste an.

„Sie können ein Bett verlangen, Madame, wenn diese Räuberhöhle eines besitzt, und ruhig schlafen; mein Freund und ich werden über Ihre Ruhe wachen und nur über unseren Leichnam kann man bis zu Ihnen gelangen."

„Sie dankte uns mit einem Lächeln und bat uns, mit ihr zu soupiren.“

„Ah! was! Mein Theurer,“ unterbrach ihn Nini, „Du wirst uns doch nicht glauben machen, daß eine Frau, die Jemanden zum Essen einladet, romantisch und fatal wäre. Betrachte doch Fulmen.“

Fulmen warf einen verächtlichen Blick auf die hübsche Sünderin und sprach:

„Schweigen Sie, Nini. Sie sind nichts weiter, als ein gewöhnliches Weib und nur der Liebe eines Geldmenschen würdig.“

Nini biß sich in die Lippen.

„Der Abend, den ich mit dieser Frau im tête-à-tête verbrachte, wird mir stets im Gedächtnisse bleiben,“ fuhr Armand fort.

„Sie lächelte traurig, ihre reine Stimme hatte einen fremdartigen Klang. Sie sprach von Allem, sie wußte Alles, sie hatte Alles gesehen.

„Woher kam sie? wohin ging sie? Wir konnten es nicht erfahren.

„Gegen Mitternacht willigte sie ein, ein wenig der Ruhe zu genießen und warf sich angekleidet auf das Bett.

„Albert und ich begaben uns in das Vorgemach des Gasthofes, indem wir die Alte und ihren Sohn unter Aufsicht des Dieners der Unbekannten ließen. Hatten wir ein Narcotium getrunken? oder hatte uns die Ermüdung übermannt? Als am nächsten Morgen Albert und ich erwachten, befanden wir uns auf der Erde, den Karabiner in der Hand — die Reisende war verschwunden.

„Die Alte und ihr Sohn theilten uns mit, daß sie schon am frühen Morgen fort sei und uns nicht wecken wollte. Sie hatte ein Blatt Papier, auf welchem mit Bleistift die Worte: „Danke, auf Wiedersehen!“ gezeichnet waren, zurückgelassen.“

Fünftes Capitel.

„Einen Monat später befanden wir uns im Theater Della Scala in Mailand. Eine Loge öffnete sich der unseren gegenüber und ein Schrei entrang sich meiner Kehle, denn ich erblickte unsere Unbekannte von den Apenninen in ihre Loge treten. Ein Alter mit weißem Barte folgte ihr und hielt sich ehrfurchtsvoll hinter ihr.

„War es ihr Vater? ihr Gatte?

„Ein junger österreichischer Offizier, der an meiner Seite saß, richtete seine Lorgnette auf sie, indem er zu uns sagte:

„Sieh da, die Dame mit dem schwarzen Handschuh.“

„Sie kennen sie?“ frug ich bewegt.

„Wie sollte ich nicht?“ rief er. „Ganz Mailand beschäftigt sich mit ihr seit vierzehn Tagen.“

„Ist sie eine Französin?“

„Man weiß es nicht, man weiß nicht einmal ihren Namen.“

„Wer ist Ihr Begleiter?“

„Auch er ist unbekannt. Dieses Weib ist ein undurchdringliches Räthsel.“

„Sie empfängt also Niemanden?“

„Niemanden auf der Welt. Sie hat ein Hotel gemiethet, dessen Schwelle noch kein menschlicher Fuß überschritten hat.“

„In demselben Augenblicke richtete die Dame mit dem schwarzen Handschuh ihre Lorgnette auf unsere Loge und bemerkte uns. Albert und ich grüßten sie. Sie neigte leicht ihren Kopf, dann neigte sie sich zu dem Alten und sagte ihm einige Worte in's Ohr. Dieser erhob sich sogleich, bot ihr den Arm und führte sie aus der Loge.

„Ah! Gewiß!“ sagte Albert, „ich werde erfahren, wer sie ist.“

„Am nächsten Tage ließ er sich wirklich das von der geheimnißvollen Unbekannten bewohnte Haus zeigen, und begab sich dahin, um seine Karte abzugeben. Aber das Hotel war nicht mehr bewohnt.

„Die Dame mit dem schwarzen Handschuh war noch an demselben Abende mit ihrem Gefährten abgereist.

„Nun begriff ich, daß ich dieses Weib ungemein liebte und gestand es auch Albert.

„Nun gut,“ sagte er, „wir werden sie wiederfinden, und sollten wir die ganze Welt durchsuchen müssen.“

„Und haben Sie sie wieder gefunden?“ frug Moriz.

„Ja, in Wien, drei Monate später.

„Sie lebte sehr zurückgezogen, sagte man uns, in einem hübschen Hause einer Vorstadt.

„Albert stellte sich dort vor.

„Die Dame empfing ihn sehr höflich, erstaunte über seinen Besuch und leugnete, uns jemals gesehen zu haben. Am nächsten Morgen hatte sie Wien verlassen, wie sie Mailand verließ. Gewiß, sie floh uns.“

Armand sprach diese Worte fast unverständlich. Die Trunkenheit hatte ihren höchsten Grad erreicht.

„Zu trinken!“ schrie er mit heiserer Stimme, „gebet mir zu trinken!“

„Nein, nein,“ sagte Fulmen, „erzähle uns die dritte Begegnung.“

„Es ist auch noch eine dritte Begegnung?“ frug Nini.

„Ja,“ stammelte Armand.

Und er fiel unter den Tisch.

„Die Fortsetzung auf morgen,“ murmelte Moriz, welcher sein Metier als Feuilletonist nicht vergaß.

„Amen!“ sagte Nini.

„Ah! Ah!“ schrie der holländische Banquier, indem er den Kopf, der auf den Knieen Malvinen's lag, erhob, „wißt Ihr, daß das, was dieser Junge uns erzählte, wirklich sehr absurd ist?“

„Das ist auch meine Meinung,“ entgegnete Malvine.

„Ich finde es sehr unangenehm, daß er betrunken ist,“ fügte Moriz bei. „Fulmen hat sich zu sehr beeilt, ihn in diesen Zustand zu versetzen.“

„Bah,“ erwiederte diese, „sonst hätte er ja nicht gebeichtet.“

„Ich hätte das Ende wissen mögen.“

In diesem Augenblicke erhob sich ein Gast, welcher bisher stumm und aufmerksam zugehört hatte.

„Ich will es Ihnen sagen,“ sagte er.

„Sie?“

„Ich!“

„Haben Sie die Dame mit dem schwarzen Handschuh gekannt?“

„Ich habe sie in Petersburg begegnet.“

„Wann?“

„Vor einem halben Jahre.“

„Dann wissen Sie auch ihren Namen?“

„Niemand auf der Welt weiß ihn. Ich weiß aber dennoch etwas mehr, als unser Freund Armand.“

„Was wissen Sie?“

„Ich weiß,“ sagte der neue Erzähler mit langsamer und ernster Stimme, bei welcher alle Anwesenden schauderten, „daß dieses Weib, welches die Welt durcheilt, ohne daß man weiß, wohin sie kommt und wohin sie geht, den Tod in ihrem Herzen führt.“

Diese Worte waren mit so überzeugendem Tone ausgesprochen, daß unter all diesen jungen Thoren und Sünderinnen ein tiefes Schweigen sich kundgab.

Es war, als hätte man gesagt, daß die Dame mit dem schwarzen Handschuh plötzlich auf der Schwelle erschienen wäre.

In diesem Augenblicke schlug es vier Uhr.

„Meine Kinder,“ sagte nun der Bankier, „ich gehe schlafen.“

„Ich auch,“ sagten alle Gäste.

„Ich werde diesen armen Armand in meinen Wagen tragen lassen,“ fügte der Bankier bei.

„Nein!“ schrie Fulmen.

Und sie nahm das Cachemirtuch, welches ihre reizenden Schultern bedeckte und warf es auf den eingeschlafenen jungen Mann, den sie auf ein Canapé tragen ließ.

„Ich will,“ sagte sie mit einem Lächeln auf den Lippen, „das Ende der Geschichte hören und werde Lord G. nicht heiraten.“

„Hm!“ murmelte Nini Pompadour, „die Dame mit dem schwarzen Handschuh hat also Unglück. Fulmen erklärt sich als ihre Rivalin.“

„Vielleicht!“ sagte die Courtisane, indem ein räthselhaftes Lächeln auf ihre Rosenlippen trat. „Armand gehört mir.“

* * *

An demselben Abende und fast zu derselben Stunde, als Fulmen ihre Freunde in ihrem kleinen Hotel in der Straße Marboeuf versammelte, eilte ein in einen Palatine sorgfältig eingehüllter Mann schnellen Schrittes durch die Rue de Seine und kam auf den Quai du Luxemburg.

Dieser Mann war, nach seinem weißen Haare und seiner gefurchten Stirne zu urtheilen, schon sehr alt und war mit einer Pelzmütze, wie sie die Bauern im nördlichen Deutschland tragen, bedeckt.

Aber sein Gang war flüchtig und seine Augen leuchteten feurig.

Er trat in die Rue Tournon, ging vor dem Palaste der Pairs-Kammer vorbei, folgte der Rue Vaugirard, kam endlich auf den Platz St. Michel und hielt vor dem Thore eines verfallenen Hauses.

Der Alte schlug mit einem Hammer an das Thor, welches, nach den verrosteten Schlössern zu urtheilen, sich schon lange nicht geöffnet haben mußte.

Der Hammer ließ einen dumpfen Lärm hören, der sich im Innern des Hauses wiederholte und durch ein monotones und trauriges Echo antwortete.

Fast gleichzeitig öffnete sich ein Fenster des zweiten Stockes und eine meckernde Frauenstimme sprach einige Worte in deutscher Sprache zu dem sonderbaren Besucher.

Dieser erhob den Kopf und antwortete in derselben Sprache.

Dann wartete er.

Zwei Minuten später öffnete sich die kleine Thüre, welche in dem Hausthore angebracht war, und ein Weib, dessen rothe Joppe, schwarze Coiffure und grünes Sammtkleid mit einer Agraffe von Kupfer in der Nähe des Busens sogleich den baierischen Ursprung anzeigte, erschien auf der Schwelle.

„Kommen Sie," sagte sie in deutscher Sprache, „die gnädige Frau erwartet Sie mit Ungeduld."

Der Alte trat ein und folgte der deutschen Dienerin.

Diese schloß die Thüre sorgfältig, gab zwei Riegel vor dieselbe und ging nun in dem weiten, finsteren Vorhaus voraus, auf dessen äußerstem Ende eine jener großen Stiegen mit einem eisernen Geländer und abgenutzten Steinstufen sich befand, wie sie nur in ganz alten Gebäuden zu finden sind.

Die Baierin kam in das erste Stockwerk und hielt vor einer Thüre.

Diese alte, traurige Wohnung, wo der Schritt zweier Personen dumpf zurückballte, diese breite Stiege, welche die Fackel der Dienerin mit Mühe beleuchtete, alles das schien das Herz zusammen zu ziehen und in die Seele traurige Gedanken zu werfen.

Mittelst eines kleinen Schlüssels öffnete das Mädchen die Thüre nnd führte den Angekommenen in einen großen Salon, in welchem Möbel von einem andern Jahrhunderte, die man jetzt nur in einigen verlorenen Quartieren der Faubourg Saint-Germain findet, sich befanden.

Sie stellte die Fackel auf den Kamin, gab dem Alten einen Sessel und sagte:

„Ich werde Sie anmelden.“

Sechstes Capitel.

Dann durchschrit sie den Salon seiner ganzen Länge nach, erreichte eine zweite Thüre, welche mit einem großen Tuche bedeckt war, und verschwand.

Nun nahm der Alte seine Mütze vom Kopfe und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Derjenige, welcher in diesem Augenblicke in den Saal hätte dringen können und diesen Alten gesehen hätte, wäre von seinem Gesichtsausdruck frappirt gewesen.

Er war von hoher Taille, sein Vollbart, sowie sein Haar schneeweiß; aber sein Auge war jung, voll Feuer, die dünne Lippe wurde manchmal von einem bitteren, spöttischen Lächeln beschattet, und gewiß hatte er ein noch warmes, junges Herz, eine edle Seele unter seiner rauhen Hülle.

Die Beine gekreuzt, eine seiner Hände unter das Kinn gestützt, saß er da und schien einige Minuten in Träumerei versunken zu sein, welche ihm selbst den Ort vergessen machte, an dem er sich befand. Kaum als er den Kopf erhoben hatte, wurde am andern Ende des Salons ein kleines Geräusch hörbar.

Die Baierin erschien neuerdings und lud den Alten ein, ihr zu folgen.

Dieser erhob sich und wurde von ihr in das Nebengemach geführt, wo ihn diejenige erwartete, welche sie gnädige Frau nannte.

Dieses Gemach bot einen seltsamen Anblick.

Eine grüne Tapete bedeckte die Mauern, einige Möbeln von schwarzem Eichenholz bildeten das Meublement des Zimmers und ein Himmelbett nahm gegenüber dem Kamin Platz.

An der Mauer erblickte man das Bildniß des Gekreuzigten und daneben einen Kessel mit Weihwasser.

Neben diesen Kessel mit Weihwasser sah man einen Dolch in einer Stahlscheide, und die Gegenwart einer solchen Waffe neben dem Kreuze hatte etwas Geheimnißvolles.

Auf dem Kamin stand die Büste eines Mannes, aber es war unmöglich, zu sagen, welche Züge diese Büste darstellte, denn ein dichter Schleier bedeckte dieselbe.

Rechts, neben dem Kamin saß in einem Fauteuil vor einem mit Papieren bedeckten Tisch eine Frau.

Diese Frau war von auserlesener Schönheit, aber dennoch erweckte dieselbe keinen Gedanken an Liebe.

Ihr dunkles, blaues Auge warf durchbohrende Blicke, ihre fahlblonden Haare fielen über ihre Schultern herab, ihre bleiche Gesichtsfarbe hatte den Ausdruck von Schmerz und ein schwarzes Gewand umhüllte ihre schöne Gestalt.

Ein noch bittereres Lächeln als jenes des Alten spielte auf ihren Lippen. Endlich war die eine Hand dieser Frau mit einem schwarzen Handschuh, der durch ein Stahlbracelett geschlossen wurde, bedeckt.

Die andere trug an dem Goldfinger einen Ring, dessen innerer Theil eine kleine Masche von schwarzen Haaren enthielt.

Sie reichte die nicht bekleidete Hand ihrem Besucher entgegen.

„Ah, Sie sind es endlich, Hermann!“ sagte sie. „Schon seit drei Tagen erwarte ich Sie.“

„Gnädige Frau,“ erwiederte der Alte, „ich wollte Alles erfahren.“

Ein Strahl finsterer Freude leuchtete aus den Augen der jungen Frau.

„Ah,“ sagte sie, „Sie wissen jetzt Alles!“

„Alles.“

„Ist Ihnen also keine Spur entwischt?“

„Keine.“

Sie erhob die Augen zu dem Dolche, dann blickte sie auf die mit einem schwarzen Schleier bedeckte Büste am Kamin und endlich betrachtete sie die Haare des Ringes an ihrem Goldfinger.

„O,“ murmelte sie, „ich glaube, daß endlich die Stunde naht.“

Und der Alte hörte sie einen tiefen Seufzer ausstoßen.

„Mein alter Hermann,“ ergriff sie nach einem Augenblick Stillschweigens wieder das Wort, „morgen haben wir dieses Haus verlassen.“

„Morgen?“

„Ja; ich ziehe in das Hotel der Faubourg Saint-Honoré, treffen Sie die nöthigen Maßregeln hierzu.“

„Sie sind schon getroffen, gnädige Frau.“

„Ist Alles bereit?“

„Alles! Die Pferde sind in den Ställen, die Wägen in den Remisen, die Teppiche wurden diesen Morgen in ihrem Glanze entfaltet und die Diener sind auf ihren Posten. Hier ist unter Anderm auch der Reisepaß und alle nöthigen Schriften, welche bestätigen, was wir sind oder besser, was wir sein wollen.“

Der Alte zog bei diesen Worten ein voluminöses Portefeuille aus der Tasche, welches er auf den Tisch legte.

„Gut,“ sagte die Dame mit dem schwarzen Handschuh, „wir werden das Alles morgen besehen. Nun kommen wir auf sie.“

Dieses letzte Wort sprach sie mit einem Hasse aus, welcher den Alten erzittern machte.

„Gnädige Frau," ergriff er das Wort, „der Oberst ist heute achtundsechszig Jahre alt. Er ist sein gebrochener, mit vielen Uebeln behafteter Mann und verläßt fast nie das Haus, außer manchmal und da nur im Wagen. Sein Alter wäre traurig und elend ungeachtet seines Vermögens, wenn er sich in seinem Sohne nicht wieder neu aufleben fühlte."

Das Gesicht der jungen Frau verdüsterte sich bei diesen Worten.

„Weiter," sagte sie, „wo wohnt er?"

„In dem Dorfe Passy, in einem kleinen, am Ufer der Seine gelegenen Häuschen."

„Lebt er nicht mit seinem Sohne?"

„Nein, aber dieser kommt täglich Morgens zu ihm."

„Hier ist übrigens ein hübsches Packet Notizen über die Existenz, Gewohnheiten und Relationen des Obersten," sagte der Besucher, indem er eine Masse Papiere aus seiner Tasche zog und dieselben neben das Portefeuille legte.

„Wie," rief die Dame, „Alles das hat auf den Obersten Bezug?"

„Nein, auch auf die Andern."

Die junge Frau löste den Seidenfaden, welcher diese Papiere zusammenhielt und begann in denselben zu blättern.

„Gut," sagte sie, „ich sehe, daß Sie Alles geordnet haben, aber Eines wissen Sie noch nicht, mein theurer Hermann, nämlich, daß ich mit ihnen wie der Henker vorgehen werde. Der Schuldigste wird zuletzt aufbewahrt."

„Ah," fuhr sie fort, indem sie in den Schriften herumblätterte, „es scheint, daß der Chevalier der glücklichste Mann der Welt ist; seine Frau liebt ihn —"

Wenn derjenige, dem sie den Titel Chevalier gab, in diesem Augenblick das kalte Lächeln, das über ihre Lippen glitt, gesehen hätte, so hätte er gewiß gezittert.

Sie fuhr fort, indem sie las:

„Was den Baron anbelangt, so hat er es verschmäht sich zu verheiraten. Er lebt ein herrliches Garconleben, verbringt sein Leben hinter den Koulissen der Oper und verschwendet zwei Drittel seiner Einkünfte, um den Wünschen seiner Maitresse, Fräulein Rosa, der ersten Tänzerin, die er schrecklich liebt, sich willfährig zu zeigen.“

Sie unterbrach die Lektüre und blickte auf ihren Besucher.

„Wissen Sie etwas Näheres über Fräulein Rosa, die Tänzerin?“

„Ja,“ erwiederte dieser. „Das ist ein Weib ohne Herz und Gefühl und zu jeder Handlung fähig. Sie hat im verflossenen Jahre ein Duell zwischen zweien ihrer Anbeter herbeigeführt, von welchen der Eine sogleich auf dem Platze blieb.“

„Sehr gut.“

„An demselben Abende,“ fuhr Hermann fort, „sah man sie in einem Saal mit dem Anderen.“

„Das ist ein kostbares Weib, welches Sie nicht aus dem Gesicht lassen dürfen, Hermann.“

Und die Dame mit dem schwarzen Handschuh fuhr fort:

„Der Marquis hat zwei reizende kleine Mädchen aus der Ehe mit der Witwe des Barons Mort-Dieu. Er ist Deputirter und wird bei der ersten Gelegenheit zum Pair

von Frankreich ernannt werden. In diesem Augenblicke befindet er sich in Paris. Der Marquis ist ein guter Vater, ein guter Gatte, aber der Ehrgeiz verzehrt ihn, und seine Erfolge als Redner lassen ihn lebhaft ein Portefeuille wünschen."

Die Dame schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort:

„Was den Vicomte anbelangt, so ist er ein Spieler geblieben, und die Erbschaft, die er in England mach'e, ist schon stark ruinirt. — Er hat recht," murmelte sie, „sein Vermögen zu vergeuden, er gleicht den zum Tode Verdammten, welche alles geben, was sie am Abende vor ihrer Verurtheilung haben."

„Gehen wir nun zum letzten."

Und die Dame im schwarzen Handschuh fuhr fort:

„Die Witwe des Generals, Baron Flars-Ruvigny, zweite Gattin Hektor's Lemblin, ist im verflossenen Jahre auf ihrem Gute in Ruvigny in der Normandie gestorben. Aber dieser Tod war mit geheimnißvollen Umständen verbunden und ein vages Gerücht zirkulirte über diese Begebenheit."

Diese Worte erregten die Aufmerksamkeit der Dame. Sie fuhr fort:

„Madame Lemblin ist in der Nacht gestorben. Ihr Gatte allein war in ihrem letzten Augenblicke bei ihr. Sie wurde auf der Stelle beerdigt, und am nächsten Tage in einem geschlossenen Sarg nach Burgund gebracht, wo die Familiengruft sich befindet.

„Madame Lemblin ist in dem Parke des Schlosses Bellevue, in dem Departement der Yonne, auf dem Ufer des Flusses gleichen Namens, beerdigt.

„Seit dem Tode seiner Frau führt der Kapitän Hektor Lemblin, dem sie ihr unermeßliches Vermögen hinterließ, ein sehr zurückgezogenes Leben und zeigt sich nirgends. Sein geheimnißvolles Leben ist Allen auffallend.“

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh wurde nachdenkend.

Plötzlich erhob sie den Kopf und sagte:

„Mein alter Germann, ich glaube, wir werden bei ihm anfangen.“

„Ich glaube auch, gnädige Frau.“

„Ist der Kapitän in Paris?“

„Seit gestern.“

Die junge Frau verließ ihr Fauteuil, und richtete ihre Schritte gegen das Zimmer mit der dunkeln Tapete. Sie öffnete die Thür. Das Fenster dieses Zimmers ging auf den Platz Saint-Michel, und von diesem Orte erblickte man die Stadt mit den beiden Ufern der Seine. Ein feuchter Nebel umhüllte die schweigsame Stadt.

Der Platz war menschenleer.

Die Dame öffnete das Fenster und sah in die Nacht hinaus. Ein feiner Regen fiel nieder und warf einzelne Tropfen in das Innere des Zimmers.

Plötzlich schloß sie das Fenster und kehrte zu dem Alten zurück. Ihre Augen sprühten Blitze, ihre Lippen bewegten sich konvulsivisch, während ein Lächeln der Bitterkeit und des Hasses auf dieselben trat.

Ende des Prologs.

Siebentes Capitel.

Hektor Lemblin.

Ungefähr acht Tage nach der eben von uns erzählten Begebenheit, eilte ein Reiter dem Quai Malaquais zu. Sein Pferd war ein prächtiges Halbblut, voll Feuer. Der Reiter konnte kaum vierzig Jahre alt sein, während er viel älter schien. Seine Züge waren bestürzt, seine Wangen hohl, seine Augen eingefallen und seine Haare gebleicht.

Sein bis zum Kinn zugeknöpfter Ueberrock, die Rosette der Ehrenlegion, welche sein Knopfloch zierte, sein Schnur- und Kinnbart zeigten einen Offizier oder wenigstens einen Mann an, der beim Militär diente.

Ungefähr vier Schritte hinter ihm eilte ein Diener in Livrée.

Niemals noch war ein Mann finsterer und trauriger als dieser Reiter. Er ließ seinen unsichern Blick um sich herum rollen und schien für alles, was ihn umgab, gefühl-

los zu sein. War dies ein Opfer des Schicksals, welches das Unglück stets verfolgte? War es ein Verbrecher, der unter der Last der Gewissensbisse gebeugt war?

Am Ende der Rue du Bac angekommen, verließ er den Quai und bog in die Rue de Verneuil ein. Zwei junge Männer seiner Bekanntschaft kamen eben von dem andern Ende der Straße her und grüßten ihn mit der Hand. Er dankte ihnen schweigsam.

„Armer Hektor!“ murmelte der eine von ihnen, „ich glaube, er ist sehr krank. Der Tod seiner Frau schlägt ihn ganz darnieder.“

Und Beide bogen in die nächste Straße ein.

Der schweigsame Reiter hielt in der Rue von Verneuil vor dem Thore eines alten Hotels, welches sich sogleich öffnete. Er stieg nun vom Pferde, warf die Zügel desselben seinem Diener zu, durchschritt den Hof mit schnellen, ungleichen Schritten, eilte auf die Stiege zu und von da in seine Arbeitsbibliothek, wo er sich einen großen Theil des Tages aufhielt. — Dieser Reiter war kein anderer, als Hektor Lemblin, ehemaliger Kapitän und Flügeladjutant des Generals Baron Ruvigny, welcher in Marseille von dem Marquis Gontran de Lacy ermordet wurde. Hektor Lemblin heiratete nach dem Tode des Generals die Witwe desselben.

Das Hotel, welches Lemblin bewohnte und in welches wir ihn soeben eintreten sahen, war das ehemalige Besitzthum des Generals.

Seit dem Tode Martha's war der Kapitän in Paris. Er blieb stets in seinem Arbeitszimmer eingeschlossen und

stieg nur Morgens zu Pferde, um für ein oder zwei Stunden einen Spazierritt zu machen.

Jeden Tag kehrte der Kapitän zu gleicher Stunde in das Hotel zurück, warf schweigsam den Zügel seines Pferdes seinen Bedienten zu, schloß sich in sein Kabinet ein und verbrachte dort den übrigen Theil des Tages. Zur Stunde der Mahlzeit ging er in den Speisesaal, blieb dort etwa zehn Minuten bei Tische und begrub sich dann wieder in seinem Zimmer, dessen ganzes Meublement in einem Feldbett bestand.

An diesem Tage schloß sich der Kapitän wie gewöhnlich in seinem Zimmer ein. Der früher so schöne Mann war zum Schatten herabgesunken, der junge und fröhliche Offizier, welcher die arme Martha so sehr liebte, war nun ein alter, trauriger Greis, dessen Leben eine langsame und schmerzhafte Agonie war.

Er war in seine Gedanken vertieft, als plötzlich der Kammerdiener mit einem Billet auf einem Silberteller erschien.

„Ich will Niemanden sehen,“ sagte Hektor Lemblin ungestüm, indem er die Karte erblickte und den Kopf wegwendete, um den darauf befindlichen Namen nicht lesen zu dürfen.

„Mein Herr,“ sagte der Diener, einen Schritt zurücktretend, „die Person, deren Name hier steht, besteht darauf, Sie zu sprechen; sie giebt vor, ein alter Freund von Ihnen zu sein.“

Der Kapitän wurde zornig.

„Germain," sagte er, „ich habe Ihnen gesagt, daß ich für Niemanden zu Hause bin."

„Der Herr sah Sie aber von Ihrem Spazierritt zurückkommen und giebt vor, Ihnen wichtige Dinge mittheilen zu müssen," fügte der Diener bei.

Der Kapitän streckte die Hand aus und ergriff die Karte, auf welcher stand:

„Major Arleff."

„Ich kenne den Major nicht, bitte ihn aber mir zu schreiben."

Der Diener richtete sich nach der Thüre, aber der Kapitän schrie ihm nach:

„Führe den Major in den Salon."

Fünf Minuten später trat der Kapitän zu seinem Besucher in den Salon.

Der Major Arleff war ein Mann von ungefähr sechszig Jahren, mit hoher Taille, weißem Bart und weißen Haaren, sein Ueberrock war bis zum Kinn geschlossen. In dem einen Knopfloche befand sich ein mehrfarbiges Band.

Er hatte das edle Aussehen und die Manieren eines großen russischen Edelmannes.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr," sagte er, während der Kapitän ihm ein Fauteuil zum Kamin rückte, „wenn ich mir so Ihre Thür erzwungen habe."

„Mein Herr!" sagte der Kapitän.

„Aber," fuhr der Major fort, „ich habe achthundert Meilen zurückgelegt, um von Ihnen eine Unterredung zu erhalten."

Der Kapitän betrachtete neugierig seinen Besucher.

„Mein Name ist Ihnen ebenso wie meine Person unbekannt," ergriff der Major das Wort. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen sage, wer ich bin. Ich bin der Graf Arleff, russischer Artillerieoffizier, und Kommandant des Forts Nikolas in Kaukasien."

Der Kapitän verneigte sich.

Der Major betrachtete ihn aufmerksam und fuhr fort:

„Ich muß in Ihnen sehr lange Erinnerungen hervorrufen, mein Herr, um Ihnen den Zweck meines Hierseins zu erklären."

„Ich höre," erwiederte Hektor Lemblin, welcher seine Aufmerksamkeit dem seltsamen Besucher zuwendete.

„Mein Herr," frug der Major, „waren Sie nicht Flügeladjutant des Generals Baron von Ruvigny?"

Der Kapitän zitterte bei diesem Namen und der Major bemerkte eine Todtenblässe auf dem Gesichte desselben.

„Ja, mein Herr," entgegnete er mit zitternder Stimme.

„Sie heirateten seine Witwe?"

„Ich beweine sie jetzt," murmelte der Kapitän mit tiefer Stimme.

„Nun," fuhr der Major fort, „ich bin gekommen, um von Ihnen eine Aufklärung zu erbitten, die mir sehr wichtig ist."

„Erlauben Sie," unterbrach ihn der Kapitän, den die Erinnerung an den Baron Flars-Ruvigny außer Fassung brachte, „daß ich Sie bitte, sich deutlicher auszudrücken."

„Also ich bitte, mich zu hören," sagte der Major.

Hektor Lemblin nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Mein Herr,“ erwiederte der Major, „der Baron von Ruvigny war im Jahre 1834 Attaché bei der französischen Gesandtschaft in Sankt=Petersburg.“

„Ich war damals noch nicht sein Adjutant,“ erwiederte Hektor Lemblin trocken.

„Oh,“ fuhr der russische Edelmann fort, „warten Sie nur. Der General war, wie Ihnen bekannt sein wird, ein kühner, abenteuerlicher Mann, dem der Waffendienst ein Heiligthum war.

„Der Kaiser Nikolaus, mein erhabener und allmächtiger Gebieter, nahm in diesem Jahre eine neue Expedition gegen Schamyl und seine Cirkassier vor, und lud den General ein, an derselben Theil zu nehmen.

„Dieser beeilte sich, von der Gesandtschaft einen Urlaub zu erhalten und betheiligte sich an derselben. Der General, Fürst K., befehligte sie, und ich befand mich als Major ebenfalls unter denjenigen, die gegen Schamyl zogen.

„Ich führe dieses an, um Ihnen zu beweisen, wie sehr der Baron Ruvigny mir bekannt war.“

„Wo will er hinaus?“ dachte Hektor Lemblin, welcher den russischen Offizier mit Unruhe ansah.

Dieser fuhr fort:

„Während dieses Feldzuges trug sich eine sehr seltsame Begebenheit zu.

„In einer Nacht befehligte ich eine Abtheilung Militär, welche beauftragt war, sich in das Innere des Gebirges zu ziehen und am nächsten Tage die Circassier anzugreifen.

„Der General begleitete mich: er hatte keine andere Waffe als seinen Säbel. Wir kamen an eine Schlucht. Tiefe

Finsterniß herrschte um uns herum und der Mond verbarg sich in den Wolken. Der General ritt ruhig an meiner Seite, indem er eine Zigarre rauchte.

„Plötzlich wurde die Dunkelheit durch einen Blitz erhellt, ein Schuß fiel und der General lag unter seinem Pferde, welches auf die Sirne getroffen war.

„Einen Augenblick glaubte ich, er wäre todt. Aber er erhob sich frisch und gesund mit einem Lächeln auf den Lippen.

„Es ist nichts," sagte er, „aber die Banditen haben mir mein bestes Pferd getödtet."

„Das Pferd war in der That ein auserlesenes Thier und der General hatte es vom Kaiser Nikolaus zum Geschenke erhalten.

„Während man ihm ein anderes Pferd vorführte, hatten ein Dutzend meiner Reiter sich auf meinen Befehl zu dem Orte begeben, woher der Schuß kam und fanden dort ein junges Weib, welches in ihren Händen noch den rauchenden Karabiner hielt, mit welchem sie soeben auf den General gefeuert hatte.

„Bei dem Scheine der Fackel, die unsern Weg erhellte, erschien uns dieses Weib als ein außergewöhnliches Wesen. Es war keine Circassin, denn ihr Costüme war das einer russischen Bäuerin in der Umgebung von Moskau oder St. Petersburg; aber unser Erstaunen erreichte den höchsten Grade als sie zu mir in französischer Sprache sagte:

„Entschuldigen Sie, Major, ich bin keine Feindin Rußlands. Meine Kugel galt dem französischen Offizier. Ich verfehlte mein Opfer nnd bin darüber in Verzweiflung."

„Als sie so sprach, betrachtete sie der General. Eine traurige Erinnerung schien in ihm aufzutauchen, denn er erbleichte und stieß einen Schrei aus. Gewiß hatte er sie erkannt.

„Major,“ sagte er zu mir mit zitternder Stimme, „verlangen Sie von mir keine Erklärung und lassen Sie dieses Weib gehen, wohin es ihr beliebt und sehen Sie ja darauf, daß ihr kein Unfall geschieht.“

„Ich richtete erstaunt meinen Blick auf ihn und bemerkte daß er im Sattel zitterte. Er, der tapfer wie ein Löwe war, schien so bewegt zu sein, daß ich einen Augenblick um seinen Verstand besorgt war.

„Das Weib, welches man nicht entwaffnet hatte, betrachtete ihn verächtlich und sagte:

„Sie haben Unrecht, großmüthig zu sein. Das kann Ihnen eines Tages schaden.“

„Sie grüßte mich anmuthig und verschwand im Gebüsche. Ich war betäubt und betrachtete den General mit Erstaunen.

„Major,“ sagte er zu mir, „verlangen Sie von mir nie, daß ich Ihnen sage, wer dieses Weib ist, noch weniger wie sie hieher kam, an dem Orte, der tausend Meilen von demjenigen entfernt ist, an welchem ich sie zum ersten Male erblickte.“

„Aber —“ stotterte ich.

„Ruhe!“ sagte er mit dem Tone der Verzweiflung. „Ich kann nichts sagen — wenigstens jetzt nicht — später vielleicht — in Petersburg.“

„Und als ob er befürchtete, zu viel gesagt zu haben, gab er seinem Pferde die Sporen und rief:

„Vorwärts!“

„Ich sah ihn noch den Kopf auf die Seite wenden, nach welcher diese seltsame Erscheinung verschwunden war.“

„Seltsam in der That,“ unterbrach Hektor Lemblin, den diese Erzählung ungemein in Erstaunen setzte, da der General nie davon eine Erwähnung machte.

Achtes Capitel.

Die Erbschaft.

Der Major fuhr fort:

„Ich glaubte das Schweigen, welches mir der General befahl, halten zu müssen. Die Soldoten, welche Zeugen dieses sonderbaren Vorfalles waren, sprachen nicht französisch, daher konnten nur ich und der General sie verstehen.

„Während der ganzen Expedition richtete ich nie eine Frage an den General über diese Begebenheit.

„Ein halbes Jahr später kehrten wir nach Petersburg zurück und der General erhielt den Befehl, nach Frankreich zurückzukehren und das Kommando über eine Division Chasseurs in Afrika zu übernehmen.

„Er war damals Brigadegeneral.

„An dem seiner Abreise vorhergehenden Tage lud er mich

zum Thee ein, indem er mir gleichzeitig sagen ließ, daß er mir ein Geheimniß mitzutheilen hätte.

„Um acht Uhr Abends befand ich mich bei ihm.

„Er war allein und erwartete mich.

„Niemals sah ich ihn so düster, als an diesem Abende. Er reichte mir freundschaftlich die Hand und drückte sie.

„Hören Sie,“ begann er, „wir sind wohl nicht alte Freunde, aber ich glaube, daß Sie mein Andenken bewahren werden?“

„O, General —“

„Er schien zu zögern.

„Ich hoffe auf Ihre Ergebenheit,“ setzte er hinzu.

„O, gewiß!“ rief ich.

„Hören Sie,“ fuhr er fort, „ich habe, indem ich von Rußland vielleicht auf immer scheide, einen großen Dienst von Ihnen zu verlangen.“

„Sprechen Sie!“

„Major, Sie erinnern sich wohl noch dieses Weibes, das auf mich schoß?“

„Ja.“

„Nun, dieses Weib, welches auf mich so sehr erzürnt zu sein schien, wird eines Tages bei Ihnen sich nach mir erkundigen.“

„Ich zitterte bei diesen Worten.

„Der General öffnete einen Sekretär, nahm daraus ein gefaltetes Papier und gleichzeitig zwanzig Billets, jedes zu tausend Francs.

„Wenn dieses Weib allein ist,“ fuhr er fort, „so über=

geben sie ihr dieses Geld und verbrennen den Brief, den ich hier beifüge."

„Gut. Und im Gegentheile?"

„Wenn sie aber ein kleines Mädchen von ungefähr zwölf Jahren bei sich hat, so werden Sie ihr gleichfalls das Geld geben, aber das Kind bei sich behalten!"

„Ah!" rief ich erstaunt.

„Dann, mein theurer Major, öffnen Sie diesen Brief, und indem Sie sich der Freundschaft, die Sie für mich haben und des mir gemachten Versprechens erinnern, befolgen sie Punkt für Punkt die Instruktionen, die er in sich schließt."

„Ich schwöre es Ihnen, General."

„Er ergriff neuerdings meine Hand und sagte:

„Leben Sie wohl — ich reise morgen ab und eine Ahnung sagt mir, daß wir uns nie mehr sehen werden."

Der Major unterbrach sich bei diesen Worten, indem er Hektor Lemblin betrachtete.

Dieser war schrecklich bleich; er fürchtete errathen zu haben, wer die Kleine wäre, von welcher der Major sprach.

Einen Augenblick herrschte Stillschweigen im Gemache. Endlich ergriff der Kapitän das Wort:

„Ich begreife aber nicht, mein Herr, was diese Geschichte, die Sie mir da erzählen, mit Ihrem Hiersein zu schaffen hat?"

„Sie werden es sogleich begreifen, mein Herr. Eines Tages, es sind jetzt drei Jahre seither, befand ich mich in Petersburg und hatte nicht im Mindesten den Gedanken, nach Frankreich zu gehen, obwohl ich in Folge einer Blessur den

Abschied nahm, als man mir ankündigte, daß eine Dame und eine junge Frau mich zu sprechen verlangten.

„Ich hatte, da der General vor ungefähr zwölf Jahren Rußland verlassen hatte, ein wenig seine Empfehlungen, sowie auch unsere Begebenheit in Circassien vergessen.

„Bei dem Anblicke dieser Dame zitterte ich und stieß einen Schrei aus. Sie war es! Nämlich ein Weib von beiläufig fünfundvierzig Jahren, welche noch die Spuren einer ehemaligen auserlesenen Schönheit an sich trug. Sie hatte noch eine junge Frau im Alter von dreiundzwanzig Jahren bei sich. Die Schönheit der Letzteren blendete mich, ihre Züge riefen mir sogleich das Bild des Generals zurück. Die Mutter — die ältere war ihre Mutter — hatte ihr Kostüme als russische Bäuerin beibehalten, während die junge Frau das Gewand der Cirkassierinnen trug. Beide schienen sich in einer sehr traurigen Lage zu befinden. Erstere betrachtete mich festen Blickes, indem sie sagte:

„Erinnern Sie sich des Barons von Ruvigny?"

„Ja," erwiderte ich.

„Und ich öffnete einen Schrank, zog daraus das Paket mit dem Gelde und auch den Brief, den ich nur dann öffnen durfte, wenn das geheimnißvolle Weib ein junges Mädchen mit sich führte.

„Folgendes war der Inhalt des Briefes:

„Mein theurer Major!

„Vielleicht morgen, vielleicht in sechs Jahren, wird das Weib, welches auf mich feuerte, Ihnen unser Kind zuführen. Wenn dies geschieht, so schicken

Sie die Mutter in ihre Behausung wieder zurück, und suchen ja nicht zu erfahren, wer sie ist; das Kind aber behalten Sie und schicken es mir nach Paris, nachdem Sie mich durch einen Brief vorher benachrichtigt haben. Wenn das Unglück will, daß ich todt bin, so kommen Sie auf das Schloß Ruvigny in der Normandie.

„Dort finden Sie das Vermögen, welches ich diesem Kinde bestimmt habe. Sie werden sich in mein Schlafgemach begeben, das alte Eichenbett, welches mit rothen Vorhängen garnirt ist, wegrücken. In dem Alkoven, den dieses verbirgt, befindet sich ein eiserner Koffer. Dieser Koffer enthält das Vermögen meines Kindes — ein unabhängiges Vermögen, welches mit meinem anderen Gelde und Besitzungen in Frankreich nichts gemein hat. Der Koffer enthält noch einige Instruktionen für Sie.

Ihr

Baron von Ruvigny."

Sobald der Major diese Erzählung beendet hatte, betrachtete er den Kapitän, indem er sagte:

„Verstehen Sie nun?"

Neuntes Capitel.

Der Besuch.

Der Kapitän war sehr bleich und schweigsam.

„Bevor ich nach Frankreich kam,“ fuhr der Major fort, „wollte ich wissen, was aus dem General geworden wäre, und ich erfuhr gleichzeitig seine Heirat, seinen Tod, den Tod seiner Frau, über die Sie jetzt trauern. Sie müssen es daher sehr natürlich finden, daß ich mich an Sie wende.“

Der Major betrachtete stets Hektor Lemblin, dessen Stirne in Schweiß gebadet war.

„Mein Herr,“ sagte endlich letzterer trocken, „was Sie mir hier erzählen, ist sehr außergewöhnlich.“

„Das ist wahr.“

„Umsomehr,“ fuhr der Kapitän fort, „als Herr von Ruvigny, mit welchem ich sehr intim war, sowie Frau von Ruvigny, die er zu seiner Erbin einsetzte und von welcher ich erbte, mir nie so etwas Aehnliches erzählten.“

Der Major runzelte die Stirne und sagte:

„Mein Herr, über alles, was ich sage, kann ich Ihnen die Beweise liefern.

„Vor allem ist die Tochter des Generals in Paris, dann habe ich den Brief, den er mir zurückließ, als er Petersburg verließ. Sie werden wohl seine Schrift kennen, hoffe ich."

„Oh gewiß," sagte der Kapitän.

Der Major knöpfte seinen Oberrock auf, nahm den Brief aus der Tasche und reichte ihn dem Kapitän.

Dieser betrachtete ihn aufmerksam.

„In der That," sagte er, „es ist wirklich die Schrift des Generals."

„Nun," fuhr der Major fort, „wenn Sie uns die Ehre erweisen wollen, diesen Abend mit uns zu soupiren."

Der Kapitän machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Sie werden dort die Tochter des Generals sehen."

„Leider," murmelte Hektor Lemblin, „erlaubt mir die Trauer, die ich im Herzen trage, keinen Besuch."

„Gut, dann werde ich sie zu Ihnen führen."

„Hierher?" schrie der Kapitän erschreckt.

„Hierher!" erwiederte der Major mit einem Tone voll Aufrichtigkeit und Einfachheit.

„Aber, mein Herr, was kann ich für — die Tochter — des Generals — thun?" stotterte Hektor Lemblin.

„Ihr das Erbtheil ihres Vaters geben."

„Existirt dieses Vermögen wirklich?"

„Sie sehen, was der Brief darüber sagt."

„Nun also, mein Herr, wollen Sie sich nach Ruvigny begeben?“

„Gewiß.“

„Mein Intendant wird Sie begleiten,“ fuhr Herr Lemblin fort.

„Nein,“ entgegnete der Gast, „sondern Sie.“

„Ich?“ rief der Kapitän erschreckt.

„Wie, mein Herr, haben Sie einen Grund, mir Ihre Begleitung abzuschlagen?“

„Meine Gattin ist todt —“ stotterte der Kapitän mit unsicherer Stimme.

Aber der Major war der Mann, dessen Blick mit Zaubermacht begabt war. Er richtete sein graues Auge auf den Kapitän, und unter dem Gewichte dieses Blickes schien dieser zu erzittern.

„Sie begreifen wohl, mein Herr,“ ergriff Arleff neuerdings das Wort, „daß anstatt einfacher Bankbillets der Koffer einige Leibrenten oder sonst wichtige Akten, die man nur mit einer gewissen Feierlichkeit zu Tage fördert, enthalten könnte. Ihre Gegenwart ist also unentbehrlich.“

„Aber, mein Herr!“

„Nun, ich sehe schon,“ fuhr der Major fort, „daß die junge Frau, die ich Ihnen vorstellen will, all' ihre Beredtsamkeit aufbieten muß.“

Der Kapitän schien der Raub eines in seinem Innern stattfindenden Kampfes zu sein.

„Ich bestehe nicht darauf, daß Sie zum Souper kommen. Aber wenigstens hoffe ich auf Ihren Besuch um neun Uhr. Wir sind dann allein.“

„Ich werde kommen," entgegnete Hektor Lemblin, durch den Blick des Unbekannten beherrscht.

Der Major grüßte, erhob sich, und der Kapitän begleitete ihn noch wankenden Schrittes zur Thür.

Fünf Minuten später verließ das Cabriolet des russischen Edelmanns den Hof des Hotels.

Sobald der Major die Thüre hinter sich schloß, fiel Hektor Lemblin vernichtet auf einen Sessel, indem er rief:

„O, die Gewissensbisse!"

Er stand auf und verriegelte die Thüre.

Während mehrerer Stunden blieb er, in seine Gedanken vertieft, unbeweglich, das Auge starr, die Stirne in seine beiden Hände verborgen, während eine Thräne der Wuth seinem Auge entströmte. Plötzlich erhob er sich und begann ungestüm im Zimmer hin und her zu gehen. Mit seinen Fingern zerknitterte er die auf dem Tische zerstreuten Papiere, während bald ein Klageton, bald ein Ton, der dem Gebrülle eines Thieres glich, sich seiner Brust entrang.

„O, die Gewissensbisse, die Gewissensbisse," wiederholte er mehrmals mit einer Stimme, die ihm die Kehle zuzuschnüren schien.

War es der blutige Schatten des Barons von Ruvigny, der sich ihm in seinen Weg stellte?

Erschien dieser todte Schatten, um ihm seine verrathene Ehre, sein gestohlenes Weib und Vermögen vorzuwerfen?

Die Seele des Kapitäns Hektor Lemblin schien ein Abgrund zu sein, bis zu welchem das Senkblei nicht reichte — die Gewissensbisse mußten schrecklich sein. Hatte er sich nicht das Weib, so wie das Vermögen des Generals ange-

eignet? Als der Abend hereinbrach, wußte der Kapitän noch nicht, ob er den Muth haben werde, sich zum Major Arleff zu verfügen.

Eine Art Ahnung, wie sie nur feigen Seelen kommt, schien ihm anzudeuten, daß er dort einer neuen Marter entgegengehe, aber die Neugierde, zu erfahren, was der Unbekannte vorhabe, machte, daß er die Einladung annahm.

„Ich muß!" sagte er. „Vielleicht wirft diese verspätete Erscheinung ein wenig Ruhe in mein gefoltertes Herz."

Unter dem Einflusse dieses Gedankens kleidete sich Hektor Lemblin gegen acht Uhr an und verlangte sein Coupé. Um neun Uhr ließ er sich beim Major anmelden.

Dieser bewohnte seit seiner Ankunft in Paris ein kleines; in dem Winkel der Vorstadt Saint-Honoré und des Platzes Beauvau gelegenes Haus.

Ein Schweizer öffnete die beiden Thorflügel und das Coupé des Kapitäns fuhr in den Hof. Zwei Lakaien in großer Livree eilten herbei, um die Karte des Besuchers in Empfang zu nehmen.

„Ah!" sagte der Eine, einen Blick auf die Karte werfend, „der Herr Graf erwartet Sie."

Der Major Arleff war Graf.

Der Kapitän verließ den Wagen und folgte dem Diener, der ihn in das erste Stockwerk des Hotels führte.

Die Stiege war mit Blumen geziert, die Mauern des Vorhauses mit Freskomalereien versehen, — der Kapitän eilte durch einen Wintergarten, durch einen Sommersalon und befand sich endlich in einem hübschen Boudoir, das durch eine, an einem Alabasterstern am Plafond befestigte

Lampe erhellt war. In dem Boudoir befanden sich der Major und eine junge Frau.

Sobald der Kapitän letzterer ansichtig wurde, zitterte er an allen Gliedern und blieb wie geblendet.

Sie war ungemein schön und ihre Schönheit hatte etwas Ergreifendes und Erhabenes, welches Hektor Lemblin sehr bestürzt machte.

Aber er mochte lange in seinem Gedächtnisse suchen und die Vergangenheit befragen, die Züge dieser Frau riefen ihm die martialische Gestalt des Generals Ruvigny nicht hervor.

Sobald der Major seines Gastes ansichtig wurde, eilte er auf ihn zu und sagte:

„Danke, Kapitän, Sie sind sehr pünktlich.“ Und der Major sah auf die Pendeluhr, welche die neunte Stunde anzeigte.

Der Kapitän trat wankenden Schrittes ein, und als ob das Gesicht dieser Frau sein Gehirn gänzlich verwirrt hätte, stotterte er einige Worte der Entschuldigung und nahm in dem Fauteuil, welches der Major ihm hinrückte, Platz.

Die junge Frau richtete auf ihn einen feurigen Blick und erwiderte schweigend seinen Gruß.

„Mein Herr,“ sagte der Major, indem er mit dem Finger auf sie deutete, „finden Sie nicht, daß die gnädige Frau dem Generale sehr gleicht?“

Der Kapitän zögerte.

„In der That — ich glaube — es ist möglich,“ murmelte er.

Die junge Frau war schwarz gekleidet, ihre rechte Hand mit einem schwarzen Handschuh bekleidet, die andere nackt.

Diese Sonderheit fiel Hektor Lemblin auf.

„Kapitän," sagte Arleff, „Sie bezeigten diesen Morgen einen großen Widerwillen, uns auf's Schloß zu begleiten, nicht wahr?"

Diese Worte vollendeten die Bestürzung des Kapitäns.

„Ja — in der That — ich weiß nicht," stotterte er.

„Ah," sagte die Dame im schwarzen Handschuh, indem sie ihren Blick auf ihn richtete, „Sie können es uns nicht abschlagen, mein Herr!"

„Ich werde Sie begleiten," erwiderte er.

In diesen einfachen Worten zeigte sich der resignirte Entschluß des Sklaven, auf welchem der Wille des Herrn ruht.

Der Kapitän blieb ungefähr eine Stunde in dem Gemache. Er sprach, er hörte, ohne zu verstehen, was er hörte, was er sagte. Das Auge starr auf die Frau, welche ihn blendete und unter ihrem Zauber gebannt hatte, gerichtet, fühlte der Kapitän zum ersten Male dieses sonderbare Uebel, welches schon lange an dem Herzen des jungen Armand Léon nagte.

Der Klang der Pendeluhr riß den Kapitän aus seiner moralischen Erstarrung. Es war zehn Uhr, er erhob und verabschiedete sich.

„Kapitän," sagte der Major, „wir werden also übermorgen Früh nach dem Schlosse Ruvigny fahren."

„Ich werde Sie dort erwarten," entgegnete dieser, die Dame höflich grüßend, und wankenden Schrittes eilte er, von Arleff bis zur Thüre geleitet, aus dem Zimmer.

„Nach Hause!" schrie er dem Kutscher zu.

Der Major kehrte in das Gemach zurück und die beiden Personen, welche wir schon im Hause auf dem Platze Saint-Michel sahen, befanden sich nun allein.

„Mein guter Hermann,“ sagte die junge Frau, den Major betrachtend, „dieser Mann, welcher uns soeben verließ, ist ein großer Verbrecher.“

„Ich glaube es,“ entgegnete dieser.

„Er hat mehr gethan, als das Verbrechen, für das ich ihn züchtigen will. Er soll seine Frau ermordet haben.“

Der Major machte ein Zeichen des Erstaunens und des Abscheues.

„Im Schlosse Ruvigny,“ fuhr die Dame fort, „soll das schreckliche Verbrechen gesühnt werden, sobald ich Beweise davon in Händen habe.“

„Auf welche Weise wollen Sie sich dieselben verschaffen?“

„Mein armer Freund,“ sagte die Dame mit ihrem kalten Lächeln, „Sie sind jung und vertrauensvoll ungeachtet des Schnees, der Ihren Kopf bedeckt.

„Haben Sie nicht bemerkt, mein armer Hermann, welche Wirkung mein Blick auf diesen Mann ausübt? Dieser Mann wird mich in acht Tagen lieben, er wird auf seinen Knieen, mit gefalteten Händen vor mir sein.“

„Ich glaube es,“ sagte der Major mit Ueberzeugung.

„Nun also,“ fuhr sie fort, „weiß die geliebte Frau dem Manne nicht jedes Geheimniß, selbst wenn ihn dieses auf das Schaffot bringen sollte, zu entreißen?“

„Das ist wahr.“

„Dieser Mann wird in seinem Delirium Alles bekennen.“

Und über die bleichen Lippen dieser sonderbaren Frau glitt das Lächeln eines Dämons.

„Der gehört mir!“ murmelte sie.

Zehntes Capitel.

Schloß Ruvigny.

Drei Tage nach der ersten Begegnung des Kapitäns Hektor Lemblin mit dem Major Arleff und der Dame mit dem schwarzen Handschuh fuhr mit Einbruch der Nacht ein Postwagen in den Hof des Schlosses von Ruvigny.

Die alte Behausung, in welcher Martha von Chatenay so sehr geliebt und gelitten hatte, bot einen traurigen und öden Anblick dar. Einige Diener, welche in diesem Schlosse das Licht der Welt erblickten, bewohnten dasselbe.

Ihr Erstaunen war groß, als sie unvermuthet den Kapitän, bleich, traurig, abgemagert, mit fast ganz weißen Haaren, erscheinen sahen.

Derjenige, welcher ihn vor drei Tagen sah, nämlich an demselben Tage, an welchem er den Besuch des Grafen

Arleff erhielt, und ihn jetzt gesehen hätte, würde an ihm eine große Veränderung bemerkt haben.

Der tiefen Abgeschlagenheit, die sich auf seinem Gesichte aussprach, und die in allen seinen Bewegungen eine Art schleichender Krankheit kennzeichnete, folgte plötzlich eine fieberhafte Energie, welche diesen herumziehenden Cadaver mit neuem Leben erfüllte.

Er war noch bleich, aber sein Auge hatte schon wieder den früheren Glanz bekommen und seine ganze Gestalt war so zu sagen in eine neue Form gebracht.

Er stieg aus dem Wagen, ging in den großen Saal des Schlosses und verlangte seinen Intendanten. Dieser war ein alter Diener, welcher seinen früheren Herrn zur Welt kommen sah, und ihn jetzt noch beweinte. Für ihn war Hektor Lemblin kein Herr, sondern ein Tyrann, dem er gehorchte und dessen Wünsche er pünklich vollzog, aber es fehlte ihm die Liebe zu dem Kapitän.

„Meister Peter," redete er ihn an, „ich erwarte diesen Abend noch einige Besucher aus Paris, welche bald ankommen werden."

Der Intendant betrachtete Hektor Lemblin und spielte so gut den Erstaunten, daß dieser davon getäuscht wurde.

Er fuhr fort.

„Sie werden die nöthigen Maßregeln ergreifen, damit das Schloß im Stande sei, sie zu empfangen."

„Ja, mein Herr," sagte der Intendant, sich verbeugend.

Der Kapitän ging nun in den ersten Stock, trat in einen großen Salon und von da in ein kleines Zimmer.

Ein Meer von Erinnerungen stürmte nun auf ihn ein.

Zu seinen Füßen rollte der Ozean mit seinem ewigen und monotonen Refrain.

Es verdient bemerkt zu werden, daß das Schloß hart am atlantischen Meere sich befand.

Der Kapitän erinnerte sich vergangener Zeiten.

In diesem Zimmer war es, wo ihn seine Martha ängstlich und zitternd jeden Abend erwartete, hier war es, wo er sie dann in seine Arme zog, ihre Stirne und Mund mit Küssen bedeckte.

Damals war er glücklich.

Er verbrachte zwei Stunden in diesen süßen Erinnerungen, indem er, die Stirne in seine Hände verborgen, jene glücklichen Bilder der Vergangenheit an sich vorüberschweben sah.

„O Martha, Martha!“ murmelte er mehrmals trostlos.

Plötzlich erhob er sich, indem er einem jener schnellen, schrecklichen Gedanken, welche oft Licht in das dunkelste Gehirn werfen, gehorchte.

„Nein, nein!“ sagte er heftig, „sie dürfen in das Zimmer Martha's nicht eintreten! Wer weiß —“

Ein Zittern befiel ihn.

„Wer weiß,“ fuhr er fort, „ob ich nicht eine Spur meines Verbrechens hinterließ.“

Bleich vor Schrecken erhob er sich und klingelte.

Sein Kammerdiener eilte herbei.

„Germain,“ sagte der Kapitän, „bringe mir den Bund

Schlüssel, der sich in dem kleinen Koffer in dem Wagen unten befindet und zünde mir auch eine Fackel an."

Der Diener eilte hinab und der Kapitän wartete, indem er sich auf den Kamin stützte.

Die erkünstelte Energie, welche sein Gesicht belebte, als er in das Schloß trat, war verschwunden.

Er zitterte vor Furcht bei dem Gedanken, in das Gemach seiner Gattin gehen zu müssen.

Der Diener kehrte zurück.

„Es ist gut", erwiderte Hektor Lemblin, „nun gehe, gehe, ich brauche Dich nicht mehr."

„Mein Herr ist verrückt," murmelte Germain forteilend, nachdem er die Fackel auf einen Leuchter stellte und die Schlüssel dazu gelegt hatte.

Um den Gebrauch, den der Kapitän von den Schlüsseln machen wollte, zu erklären, ist es nothwendig, die Ereignisse zu erörtern, die sich ein Jahr früher, nämlich bei dem Tode Martha's, in dem Schlosse zutrugen.

Schon lange war Frau Lemblin krank und sehr leidend, sie magerte ab und die Blässe ihres Gesichtes nahm immer mehr zu.

Aber nichts schien ihr nahes Ende anzudeuten.

Eines Abends, es war gegen Ende Jänner, schien sie schwächer als gewöhnlich und zog sich sehr bald in ihr Gemach zurück.

Ihr Gatte wollte mit Germain die Nacht an ihrem Bette zubringen.

Germain war kein alter Diener des Hauses, sondern der Kapitän hatte ihn erst vor einigen Monaten in seine

Dienste genommen. Während der Nacht meinten die anderen Diener zu hören, wie Germain mehrere Male aus dem Gemache trat und wieder in dasselbe zurückkehrte. Am Morgen des nächsten Tages hörte man Töne der Verzweiflung in dem Schlosse ausstoßen, und man sah ihn bleich und zitternd aus dem Zimmer der Frau Lemblin heraustreten, indem er schrie:

„Die gnädige Frau ist todt! Die gnädige Frau ist gestorben!“

Die erschrockenen Diener wollten sich bei diesen Worten sogleich in das Zimmer stürzen. Aber auf der Schwelle trafen sie den Kapitän, welcher sie zurückstieß.

„Zurück!“ schrie er ihnen zu, während seine Kleider sich in Unordnung befanden. Seine Augen waren verstört, seine Haare fielen ihm unordentlich in das Gesicht herein. „Lasset mich mit ihr allein, bis zur letzten Stunde, — bis zum letzten Augenblicke.“

Was war doch diese Nacht vorgefallen? Was geschah am nächsten Morgen und die folgende Nacht in dem Leichenzimmer?

Die Diener des Schlosses Ruvigny erfuhren es nie.

Hektor Lemblin wollte mit Hilfe Germains seine Frau begraben und sie selbst in den Todtensarg legen.

Man sah wohl Martha in ihr Zimmer gehen, man sah sie aber nicht mehr aus demselben herauskommen.

Man sollte sie auch nicht mehr, selbst todt nicht mehr sehen.

Sobald der Sarg aus dem Todtenzimmer getragen wurde, schloß Germain die Fenster und die Thüre sorgfältig

ab und der Kapitän nahm den Schlüssel dieses Gemaches mit sich, als er das Schloß verließ.

Seit dieser Zeit hatte noch kein menschlicher Fuß die Schwelle dieses Gemaches, in welchem sich gewiß ein geheimnißvolles, schreckliches Drama entwickelte, übertreten.

Hektor Lemblin wollte nun in dieses Gemach eintreten und deshalb hatte er von Germain die Schlüssel verlangt.

Sobald dieser die Thüre hinter sich abschloß, blieb der Kapitän noch einige Augenblicke unbeweglich und wagte nicht, seinen gefaßten Entschluß auszuführen.

„Vorwärts!" rief er plötzlich, „es muß sein!" Er bemächtigte sich der Fackel und der Schlüssel und schritt mit unsicheren Schritten dem verhängnißvollen Gemache zu.

Um in das Zimmer, in welchem seine Gattin verschied, zu gelangen, mußte er den Salon verlassen und einem Gange folgen, der beide Flügel des Schlosses mitsammen verband.

Derjenige, welcher nun den Kapitän in diesem Gange, traurig, halbnackt, die Fackel in der Hand, erblickt hätte, wäre der Meinung gewesen, den Geist eines verstorbenen Schloßherrn, der von seinen väterlichen Besitzungen entfernt starb und nun jede Nacht die Manen seiner Voreltern zu besuchen komme, zu erblicken. In dem Maße, als er sich der unseligen Thüre näherte, fühlte er sein Herz heftiger schlagen, seine Haare standen zu Berge und kalter Schweiß perlte auf seiner Stirne.

Als er die Schwelle erreicht hatte, und unter dem Bunde Schlüsseln denjenigen suchte, der diese Thüre öffnete,

bemächtigte sich seiner ein solches Zittern, daß ihm die Fackel aus der Hand fiel und erlosch. Der Kapitän war von einem abergläubischen Schrecken ergriffen.

Es war ihm, als ob die Todte selbst mit ihrem Hauche das Licht ausgelöscht hätte.

Er stieß einen heiseren Schrei aus und entfloh.

Eilftes Capitel.

Ein Verbrecher.

Am Ende des Ganges traf er Germain, welcher ihn in seinen Armen auffing und stützte.

„Gnädiger Herr," sagte der Diener, dessen ehrfurchtsvolle Stimme geheime Ironie verbarg, „Sie thun Unrecht, wenn Sie mit traurigen Angedenken spielen wollen."

„Schweige, schweige!" murmelte der erschrockene Kapitän. Indem er sich auf den Arm des Dieners stützte, kehrte er in den Salon zurück. Er fiel vernichtet auf einen Sessel.

Während einiger Augenblicke blieb er niedergeschmettert, in sich selbst gebrochen, dann, ohne auf die Anwesenheit seines Dieners Rücksicht zu nehmen, begann er zu weinen.

„O Martha, Martha!“ rief er mit herzzerreißender Stimme.

„Gnädiger Herr sind nicht vernünftig. Sie tödten sich noch mit der Zeit durch diese Qualen, die Sie sich selbst bereiten,“ wendete der Diener ein.

„Schweige, schweige!“ sagte der Kapitän mit dem Ausdrucke des Schreckens.

„Aber gnädiger Herr müssen ja bedenken, daß Sie diese Nacht noch den Major Arleff, sowie seine Mündel empfangen wollen.“

Bei diesen Worten zitterte der Kapitän und erhob sich ungestüm.

„Es ist acht Uhr Abends,“ fuhr Germain fort. „Der Major wird gewiß erst um Mitternacht ankommen. Gnädiger Herr dürfen nicht weinen. Das gäbe zu denken —“

„Du hast recht, ich will ruhig sein und werde es auch sein,“ sagte Hektor Lemblin, indem er begann, den Salon zu durchschreiten.

„Germain,“ sagte er plötzlich, „wenn der Major ankommt, so gehst Du ihm entgegen und läßt ihn in den großen Saal unten eintreten; ich muß Ruhe haben, um mich zu sammeln.“

Der Kapitän hatte noch nicht geendet, als der Lärm eines heranrollenden Wagens sich mit dem Knallen einer Peitsche vermengte.

„Sie sind schon da!“ rief Germain.

„O mein Gott!“ schrie der Kapitän mit erstickter Stimme, indem er einen Blick in den Spiegel warf und erstaunt zurückprallte.

Er hatte vor sich selbst Furcht, so bleich war er.

Germain eilte hinaus.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte er davoneilend, „ich gehe ihnen entgegen.“

Es waren in der That der Major Arleff, welcher in Begleitung der Dame mit dem schwarzen Handschuh erschien.

Germain war schon im Schloßhofe, als der Postillon die Pferde anhielt.

Er eilte zu dem Wagen, öffnete den Schlag desselben und begegnete dem stechenden Blicke der jungen Dame, die ihre schwarz bekleidete Hand auf seinen Arm stützte, um aussteigen zu können.

„Ist Ihr Herr angekommen?“ frug der Major.

„Ja, mein Herr.“

Germain verneigte sich.

Die Dame wechselte mit dem Major einen flüchtigen Blick und ließ ein sardonisches Lächeln auf ihre Lippen treten.

„Es ward dem Herrn sehr schwer, nach Ruvigny zu kommen,“ murmelte leise die Dame.

„Ah!“

In diesem Ausrufe der Dame mit dem schwarzen Handschuh lag ein sonderbarer Ton.

Der Major bot ihr den Arm, während Meister Peter, der alte Intendant, herbeieilte.

„Wenn der Herr Major sich die Mühe nehmen will, mir zu folgen —“ sagte er.

„Der gnädige Herr kommt herab,“ fiel ihm Germain in's Wort, „er kleidet sich nur an.“

Bei diesen Worten ergriff er eine Kerze, führte die Fremden in den Empfangsaal des Schlosses und bat sie, einen Augenblick zu verweilen.

Der Major und seine Begleiterin nahmen in einem Fauteuil Platz und betrachteten aufmerksam das Gemach.

Das geschwärzte Täfelwerk, die großen Thüren, die finsteren Tapeten und die alten Wappenschilder zeigten die Vernachlässigung dieser alten und vornehmen Wohnung, welche seit dem Tode ihrer rechtmäßigen Herren verlassen war, und in welcher die junge Frau, deren letzte Stunde in eine undurchdringliche Finsterniß gehüllt war, vielleicht durch mehrere Jahre Schmerz und Gewissensbisse in ihrem Herzen vereinigte.

„Arme Frau!" seufzte die Dame mit dem schwarzen Handschuh.

Und Beide, der Major und diejenige, welche vorgab, die Tochter des Generals Baron von Ruvigny zu sein, betrachteten sich schweigsam, als ob sie befürchteten, ihre Gefühle einander zu gestehen.

Endlich kündigte ein schwerer ungleicher Schritt, welcher eine innere Bewegung verrieth, ihnen die Ankunft Lemblin's an.

Der Kapitän zeigte sich auf der Schwelle und blieb plötzlich stehen, als ob ihm der Muth fehlte, weiter zu gehen. Doch der Weltmann trug den Sieg davon; er eilte der jungen Frau entgegen und grüßte sie mit der Höflichkeit eines vollendeten Gentlemen.

„Mein Herr," sagte der Major, den Gruß des Kapitäns erwiedernd, „Sie werden wohl zugeben, daß wir sehr pünktlich

sind, ungeachtet wir einen häßlichen Weg machen mußten, bevor wir hieherkamen."

„Ihre Pünktlichkeit ist ganz militärisch und setzt mich nicht in Erstaunen," erwiederte Hektor Lemblin, „aber die holde Dame hier hat einen Muth, dem man alles Lob zuerkennen muß."

Bei diesen Worten richtete er einen furchtsamen Blick auf die junge Frau und fühlte jene elektrische Bewegung wieder, welche ihn schon das erste Mal in ihrer Nähe ergriffen hatte.

Das große blaue Auge dieses sonderbaren Weibes ruhte ruhig und kalt, aber verführerisch auf ihn.

Der Kapitän fühlte sich neuerdings als ein Raub jenes Fiebers, welches er schon vor drei Tagen empfand.

Er zitterte nicht mehr, er betrachtete sie, er hörte ihr zu, um sich an ihrer Stimme zu berauschen, und vorbei war jede frühere Erinnerung.

Der Intendant erschien und meldete, daß das Souper aufgetragen wäre.

Der Kapitän erhob sich, bot der Dame seinen Arm und führte sie in den Speisesaal.

Er fand das Leben wieder, seine Gewissensbisse verstummten und er begann schon neue Hoffnungen zu nähren. Aber ein Wort des Majors stürzte ihn von der Höhe des Glückes in den Abgrund der Wirklichkeit.

„Kapitän," sagte der Major, indem er vom Tische aufstand, „wollen Sie uns nun den Koffer besehen lassen, von welchem der Brief des Generals spricht?"

Hektor Lemblin erzitterte, und die für einen Augenblick auf seinem Gesichte verschwundene Bläße kehrte sogleich wie-

der zurück, denn das Zimmer, in welchem der Koffer sich befand, war das Leichenzimmer, in welchem Martha verschieden war und in welches er eine Stunde früher nicht einzutreten gewagt hatte.

Zwölftes Capitel.

Armand und Fulmen.

Lassen wir den Major Arleff, die Dame mit dem schwarzen Handschuh und den Kapitän Hektor Lemblin auf dem Schlosse Ruvigny zurück und sehen wir nach, was sich in Paris begab.

Schon lange hatte der letzte Gast der schönen Sünderin aus der Rue Marboeuf das Gemach verlassen, als unser junger Freund Armand Léon aus seinem Schlafe erwachte und erstaunt um sich herumsah.

Der Ort, an dem er sich befand, war ein hübsches Zimmer, welches mit orangegelbem Damast herrlich austapeziert war.

Er befand sich auf einem Sopha, von den Füßen bis zum Kopfe in einen Cachemir-Shawl eingehüllt und war allein, wenigstens sah er auf den ersten Blick kein menschliches We-

sen im Zimmer, welches soeben von dem letzten Strahle der untergehenden Sonne erhellt wurde.

Eine Pendeluhr, welche er auf dem Kamin erblickte, zeigte die sechste Abendstunde.

Armand hatte fünfzehn Stunden geschlafen.

„Wo zum Teufel bin ich denn?"

Dieß war die erste Frage, die er an sich richtete.

Er suchte seine Gedanken zu sammeln und die Erinnerungen der vorhergehenden Nacht kehrten langsam in sein Gedächtniß zurück.

„Aha," sagte er, „gestern war ich geladen — ich habe getrunken — wo war ich denn geladen? — Ah, richtig, in einem Wintergarten mit Moriz, Malvina und Nini — Pompadour — bei Fulmen — man gab mir zu trinken — ich berauschte mich — aber wo bin ich denn jetzt?"

Er richtete sich auf und sah neuerdings um sich.

Zwei Schritte von ihm entfernt erblickte er hinter dem Divan, der ihm als Bett diente, in einem Fanteuil stumm und unbeweglich die schöne Fulmen, welche ihre großen, schwarzen, feurigen Augen auf ihn richtete.

„Fulmen!" rief er erstaunt.

„Guten Morgen!" sagte sie. „Haben Sie gut geschlafen seit zwei Uhr Morgens? Wissen Sie," fuhr sie mit ihrer frischen, munteren Stimme fort, „daß sie länger als zwölf Stunden geschlafen haben? O, diese häßlichen Männer! — Betrinkt sich dieser ohne die mindeste Scham!"

„Also," frug Armand, „ich habe mich betrunken und Sie gewährten mir Gastfreundschaft?"

„Ich mußte wohl."

Armand setzte sich auf dem Divan zurecht und betrachtete sie mit einem melancholischen Lächeln.

„Sie sind gut!“ sagte er.

„Nein, ich bin egoistisch.“

„Sie?“

„Ich, mein Theurer!“ sagte Fulmen, sich dem Divan nähernd und an der Seite des jungen Mannes Platz nehmend.

Dann seine Hand in die ihrige nehmend, ließ sie ihren feurigen Blick auf ihn fallen und sagte:

„Ja, ich bin egoistisch, und Ihr Hiersein ist eine häßliche Verrätherei von meiner Seite.“

„Sie scherzen!“

„Aber nein, ich spreche wahr.“

Armand betrachtete sie lächelnd.

In diesem Augenblicke war Fulmen gewiß das verführerischste Weib, welches ein verliebter Poet je träumen konnte.

In einen langen Mantel von durchscheinender Mousseline, durch welchen sich die Umrisse ihrer Schultern abzeichneten, gehüllt, den kleinen Fuß in einem Pantoffelchen von rothem Sammt steckend, die prächtigen, schwarzen Haare wellenförmig gelockt, das schmachtende Auge, die Kirschenlippen, welche sehnlich nach einem Kusse zu lechzen schienen, schien Fulmen in diesem Augenblicke die Liebesgöttin vorzustellen. Sie schlang einen ihrer weißen Arme um Armand's Hals und sagte:

„Ja, theures Kind, Sie sind seit zwei Uhr Morgens

bei mir, und Sie werden staunen, wenn ich Ihnen sage, warum Sie hier sind."

„Aber," sagte Armand, „ich zweifle nicht darüber, denn ich war total betrunken."

„Nichts da; der Holländer wollte Sie in seinen Wagen bringen lassen und Sie im Vorbeifahren in Ihrer Wohnung abladen."

„Und Sie haben nicht darein gewilligt?"

„Natürlich nicht!"

Armand hätte die Ursache leicht errathen können. Aber die Herzen, welche von einer einzigen Liebe eingenommen sind, wie es bei ihm der Fall war, haben auch die Gabe der Scharfsichtigkeit verloren.

„Weshalb haben Sie nicht eingewilligt?" frug er.

„Weil ich neugierig bin."

„Worüber?"

„Sie haben gestern eine Erzählung begonnen."

Armand zitterte.

„Eine dramatische, außergewöhnliche, sonderbare Erzählung —"

„Und ich habe nicht geendet, nicht wahr?"

„Nein, Sie haben immer getrunken. Dann begaben Sie sich unter den Tisch und erzählten die Fortsetzung dort."

„Ah!" murmelte er, „ich erinnere mich — ich habe mit Ihnen gesprochen."

„Von der Dame mit dem schwarzen Handschuh," sagte Fulmen.

„Haben Sie derselben Glauben geschenkt?“ frug Armand mit zitternder Stimme, während er erbleichte.

„Gewiß, ich habe Ihnen geglaubt,“ sagte Fulmen.

„Aber es war dennoch ein Scherz, eine Einbildung,“ sagte Armand, auf die Tänzerin einen unruhigen Blick werfend.

Aber diese ergriff seine beiden Hände mit fast mütterlicher Geberde, richtete auf ihn ihr schwarzes Auge, mit dem Ausdrucke von Traurigkeit, und sagte:

„Kind!“

„Aber ich schwöre Ihnen,“ stotterte der junge Mann.

„Schwören Sie nicht.“

Während sie mit einer Hand die Locken von der Stirne Armand's entfernte, preßte sie mit der andern Hand jene ihres Gastes und rief:

„Oh, große Herzen von fünfundzwanzig Jahren! — Kennt ihr so wenig die Frauen, daß ihr sie so leicht zu täuschen meint?“

„Aber — ich täusche — Sie nicht —“

„Hören Sie,“ fuhr sie fort, ihren Arm um den Hals Armand's werfend, „erlauben Sie, daß ich für Sie eine Mutter sei?“

„Oh,“ sagte Armand lächelnd, „dazu sind Sie viel zu jung.“

„Nun gut. Also eine Schwester!“

„Zugegeben!“

„Man sagt Alles einer Schwester, und wenn ich nun das Geheimniß Ihres Herzens wissen wollte —“

„Aber ich habe kein Geheimniß.“

„Noch!“

Fulmen stampfte mit dem Fuße.

„In der That,“ rief sie, „Sie haben Recht, man liefert nicht so leicht die Geheimnisse seines Herzens dem ersten besten Weibe, unter dem Vorwande, daß man bei ihr soupirt hat, aus, — und für Sie bin ich doch gewiß dieses Weib.“

„Nein,“ sagte Armand, „ich lese in Ihrem Blicke, daß Sie meine Freundin sein wollen.“

„Mehr noch, ich liebe Sie!“

„Sie — lieben — mich!“ stammelte der junge Mann erstaunt.

„Seit dieser Nacht.“

Eine Wolke zog über die Stirne Armand's und er schlug die Augen zu Boden.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er, „aber ich kann nicht glauben — es ist unmöglich!“

„Junger Thor!“ murmelte Fulmen, indem ein Lächeln des Sieges auf ihre Lippen trat. „Glauben Sie denn, daß man sich die Mühe gegeben hätte, Sie zu betäuben, einen ganzen Tag hier zu halten, wenn —“

Und das stechende Auge Fulmen's vollendete diesen Satz.

Aber Armand erhob sich mit Würde und ergriff ihre Hand.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte er, „wenn ich nicht sogleich zu Ihren Füßen falle, wenn Sie, deren Liebe von Allen beneidet wird, deren Lächeln man erbettelt, deren Blick man mit schwerem Geld erkauft, mir ein Geständniß machen,

welches mich närrisch vor Freude machen soll, während es mich mit tiefer Traurigkeit erfüllt.“

„Ah,“ rief Fulmen aus, „Sie begreifen wohl, mein armer Freund, daß, wenn Sie nicht vor Freude sterben, wenn Sie nicht zu meinen Füßen fallen, so erwiedern Sie meine Liebe nicht.“

„Leider!“

„Aber dann lieben Sie Ihre Unbekannte?“ frug Fulmen mit Lachen. „Sehen Sie,“ fuhr sie fort, „wie man Jemandem ein Geständniß entreißt.“

„Das ist wahr,“ murmelte Armand, „ich bin geschlagen und Sie haben mich durch Ihre Liebe sehr traurig gemacht.“

„Ah!“ sagte Fulmen lächelnd, „Sie begreifen, mein Theurer, daß ich es Ihnen nicht sagen würde, wenn ich Sie wirklich liebte. Aber ich suchte nach einem Mittel, um Ihnen Ihr Geheimniß zu entreißen. Ich werfe mich nicht so leicht weg.“

Armand stützte die Stirne auf die Hand, während Fulmen lächelte und einen reizenden Blick auf ihn richtete.

Sie bat ihn, sich wieder zu setzen.

„Nun also,“ sagte sie, „sprechen wir als alte Freunde, ich liebe Sie nicht, Sie lieben mich ebenfalls nicht, weil Sie die schwarzbehandschuhte Dame lieben. Aber ein gemeinsames Interesse zieht uns zu einander.“

„Ein Interesse?“ frug Armand erstaunt.

„Weshalb nicht?“

„Wir haben also einen gleichen Vortheil im Auge?“

„Zweifelsohne. Lassen Sie mich nun zuerst von Ihnen

sprechen,“ sagte sie, seine Hand ergreifend. „Sie lieben also dieses sonderbare Wesen, welches so sehr dem ewigen Juden gleicht, überall ist, und sich nirgends aufhält.“

„Sie ist in Paris!“ rief Armand lebhaft.

„Ah!“

In diesem Ausdrucke kennzeichnete sich die Freude Fulmen's bei dem Geständnisse ihres Besuchers.

„Ein Grund mehr, daß Sie meiner Hülfe bedürfen.“

Fulmen sprach diese Worte ruhig, mit einem Lächeln auf den Lippen aus.

Der junge Mann wagte nicht, sie zu unterbrechen.

„Mein theurer Freund,“ fuhr sie fort, „eine Frau, wie ich, ist immer die beste Hülfe in einer so unangenehmen Lage, wie die Ihrige ist. Wenn ich Sie gut verstehe, so lieben Sie ein Wesen, welches sich um die Liebe ebensowenig kümmert, als dies noch gestern bei mir der Fall war.“

„Noch gestern?“ frug Armand erstaunt.

Fulmen biß sich in die Lippen.

„Nehmen wir an, ich habe nichts über mich gesagt, und lassen Sie mich nur fortfahren. Es ist augenscheinlich, daß, wenn Sie dieses Weib lieben und zu ihr gelangen wollen, Sie meines Rathes bedürfen.“

Sie betonte diese letzteren Worte.

Eine Bewegung der Freude zeigte sich in den Augen Armand's.

„Wie, Sie würden mir helfen?“

„Gewiß!“

„Sie würden mir mit Ihrem Rathe beistehen?“

„Warum nicht?“

Aber plötzlich wurde Armand unruhig.

„Legen Sie mir keine Falle?“ frug er.

„Nein,“ sagte Fulmen offen.

„Dennoch — soeben —“

„Soeben sagte ich Ihnen, daß ich Sie liebte, und als kleiner Geck, der Sie sind, haben Sie es sogleich geglaubt,“ sagte sie mit spöttischem Lächeln.

„Nun ja,“ fuhr sie fort, „ich liebe Sie, deshalb will ich Ihnen auch dienen. Mein Gott, das Herz einer Frau ist so launenhaft!“

Sie schwieg einen Augenblick und sah ihn mit ihrem träumerischen Auge an.

„Gestern,“ fuhr sie fort, „gedachte ich Lord G. zu heiraten, ich verachte die Männer, denn sie verdienen weder Aufmerksamkeit noch Liebe. Von dem ewigen Kampfe, den ich stets gegen sie führte und der immer von einem Siege begleitet war, ermüdet, wollte ich nun meinem Leben ein sehr bürgerliches, tugendhaftes und prosaisches Ende geben und mich verheiraten.

„Ein Wort unseres Freundes Stephan und Ihr melancholisches Gesicht haben meine Projekte umgeworfen. — Moriz sagte mir, daß Sie im Herzen eine Art Liebe hätten, für die es kein Mittel giebt.“

„Das ist wahr!“ schaltete Armand ein.

„Da habe ich geschworen, Sie zu lieben und von Ihnen geliebt zu werden.“

Armand machte mit dem Kopfe eine abwehrende Bewegung.

„Man kann nicht zwei geliebte Gegenstände zu gleicher Zeit haben," sagte er.

„Ich weiß es wohl, und will nun anfangen, Ihre Freundin zu sein. Sie suchen Ihre abenteuerliche Dame, ich werde sie finden."

„Sie?"

„Gewiß! Glauben Sie, daß, wenn ich mir die Mühe gebe, acht Tage die Welt zu durchwühlen, ich einen Winkel der Erde undurchsucht lasse? — Oh, Sie kennen Fulmen nicht!"

Bei diesen Worten warf die schöne Sünderin stolz ihren Kopf zurück, während ihre Augen Flammen sprühten.

„Ein schönes Verdienst," fuhr sie fort, „gegen ein Andenken, gegen ein abwesendes und vielleicht auf immer verlorenes Weib zu kämpfen. Es wäre eine verlorene Zeit, wenn ich Sie lieben würde! Nein, ich will diejenige finden, der Sie Ihr Herz schenkten, ich will sie zu Ihren Knieen sehen, ich will, daß sie Ihre Liebe belohne."

„Das wollen Sie?" rief Armand erstaunt.

„Das will ich! Ich will die Hindernisse, welche sich vor Ihnen thürmen, ebnen. Ihre Theure muß Ihnen die Arme öffnen, und Sie werden sehen, daß Ihre Liebe dann vorbei ist."

„Oh, wäre das möglich?"

„Kind! Sie werden sehen."

„Madame," murmelte Armand, „Sie haben die bezaubernde Beredtsamkeit einer Frau, welcher nichts widersteht, und die Welt wird mich hassen, weil ich nicht zu Ihren Füßen falle. Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß es

eine schleichende, tödtliche verzehrende Leidenschaft giebt, welche den Mann blind und undankbar macht. Lassen Sie mich um Ihre Freundschaft betteln, aber —"

Fulmen legte ihre Lilienhand auf seinen Mund.

„Schweigen Sie, oder besser, sprechen wir vernünftig. Sie sagten mir also, daß sie in Paris sei?"

„Ja."

„Sahen Sie sie?"

„Gestern Morgens ging ich zu Fuß über den Boulevard. Plötzlich eilte ein Wagen mit Blitzesschnelle an mir vorüber. Sie befand sich in demselben.

„Meine Gemüthsbewegung war so heftig, daß ich einige Minuten unbeweglich blieb und einen Blick auf den davoneilenden Wagen richtete.

„Ich sah sie eben in die Rue Royale einlenken. Als ich mich aufmachte, ihr zu folgen, war sie verschwunden."

„Es ist gut," sagte Fulmen, „man wird sie wiederfinden."

Die Ruhe, mit welcher sie diese Worte sprach, machten einen lebhaften Eindruck auf Armand.

Er schenkte ihren Worten Glauben.

„Wir werden sie wiederfinden," fügte Fulmen hinzu, „und selbst vor acht Tagen noch — vielleicht morgen — vielleicht diesen Abend."

„O," sagte Armand, „morgen? diesen Abend? Aber welche Macht besitzen Sie denn?"

„Mein Theurer," entgegnete die reizende Frau traurig,

„es gibt Leute, die sich wegen eines einfachen Stirnrunzelns von meiner Seite tödten würden, wie können Sie nun fragen, ob ich die Macht habe, Paris in vierundzwanzig Stunden wie einen Handschuh umzuwenden?“

Sie klingelte.

Eine hübsche Soubrette, welche man nur bei den Sünderinnen oder auf dem Theater findet, zeigte ihr hübsches Gesichtchen und zündete die Lichter an.

„Lasse auftragen!“ befahl ihr die Herrin.

Dann zu ihrem Gaste gewendet, fuhr sie fort:

„Sie werden mit mir diniren, dann führe ich Sie in die Oper.“

Armand wollte die Einladung ausschlagen.

„Wenn Sie mir einen Korb geben oder unartig sind, so wird man Ihre Unbekannte nicht auffinden.“

„Ich gehorche,“ sagte der junge Mann mit Unterwürfigkeit.

Dreizehntes Capitel.

Der Verliebte am Dache.

Am Tage nach der eben erzählten Begebenheit finden wir Armand in seiner Wohnung, in diesem hübschen Pavillon von Chaillot, wo die eifersüchtige, väterliche Liebe des Obersten Leon seine schwache und zarte Jugend unter der Aufsicht des alten Job verbarg.

Nichts fehlte in dieser reizenden Wohnung, welche sich in Mitte eines Gartens befand.

Der alte Job war der getreue Intendant desselben und widmete seine ganz besondere Pflege den Reitpferden, sowie den beiden irischen Rennern, die sein junger Herr abwechselnd an sein Tilbury spannen ließ.

An diesem Tage finden wir Armand auf seinem Divan in einem hübschen Rauchzimmer, welches mit orientalischen Stoffen austapeziert war. Die vier Fenster desselben gingen zugleich in den Hof und in den Garten.

Es war schon spät, die Sonne neigte sich zur Ruhe und warf noch einen Blick des Abschiedes in das Gemach.

Armand war allein. Er hatte die Augen halb geschlossen und zeigte die nachlässige Haltung eines Mannes, der ganz in seinen Gedanken lebt.

Der Ton der Glocke entriß ihn seinen Träumereien. Er hörte das Gitter, welches den Garten abschloß, öffnen und erblickte ein kleines blaues Coupé von einem einzigen Pferde gezogen. Aus demselben sprang ein junger Mann und eine Frau; und Armand erkannte in Beiden zwei Gäste Fulmen's, den Journalisten Moriz Stephan und die pikante Nini Pompadour.

Moriz gab seiner Begleiterin den Arm und stieg mit ihr leicht die Stufen des Perrons hinauf, stieß ein wenig den alten Job, welcher durchaus seine Karte haben wollte, um ihn anmelden zu können, zur Seite, und suchte das Zimmer seines Freundes zu erreichen.

„Ich bin vom Hause," rief er, „für mich ist Armand immer da."

„Und auch für mich," fügte Nini bei.

Die Beiden eilten weiter und fanden Armand auf der Schwelle seines Rauchzimmers.

„Guten Morgen," rief er ihnen entgegen, „wie geht es Euch?"

„Diese Frage müssen wir an Dich richten," sagte Moriz. „Aber vor Allem erlaube, daß ich Dir Madame Stephan präsentire."

„Gut!" sagte Armand lächelnd — „ich habe verstanden."

Er nahm die junge Frau beim Arme und führte sie zu einem Fauteuil.

„Ungeheuer!“ rief Nini Pompadour Moriz betrachtend, „wie können Sie ein armes Mädchen, welches nichts als seine Unschuld zur Vertheidigung hat, so kompromittiren?“

„Schweige!“ fiel Moriz ihr in die Rede, „Deine Unschuld war vorgestern perlgrau und das ist eine eigene Farbe. Wie geht's, Armand? Ich finde Dein Aussehen herrlich, auch befindest Du Dich nicht mehr in einem so traurigen Zustande als vorgestern, wo Du Deine Abenteuer mit der Dame mit dem schwarzen Handschuh erzähltest.“

Bei diesem Namen runzelte Armand die Stirne.

„Pest,“ fuhr Moriz fort, „ist diese Fulmen ein Arzt.“

„Was ist gefällig?“ frug Armand.

„Ich sage,“ wiederholte er, „daß das Sprichwort: „Ein Nagel jagt den andern in den Leib!“ sich bestätigt. Sie hat Dich also doch von Deiner geheimnißvollen Liebe geheilt.“

„Fulmen?“ rief Armand erstaunt.

„Gut,“ murmelte Nini Pompadour lachend, „haben Sie noch Geheimnisse, Sie Duckmäuser?“

„Wir wissen Alles,“ sagte Moriz.

„Ihr wisset Alles?“

„Ja, mein Theurer.“

„Dann theile mir auch etwas mit, denn ich weiß rein gar nichts.“

„Mir gleich viel!“ rief Moriz aus. „Wie sollen wir Deine Handlungen auslegen?“

„Aber ich schwöre —“

„Gut, wir werden Deine Thaten und Mienen seit zwei Tagen nochmals betrachten. Vor Allem gestern Morgen haben wir Dich bei Fulmen zurückgelassen, Du verbrachtest dort den ganzen Tag, dinirtest bei ihr.“

„Was beweist das?“

„Gar nichts. Am Abend sah man Euch mitsammen in der Oper.“

„Sie bot mir einen Platz in ihrer Loge an.“

„Und unser Freund Stephan ist ein Neugieriger, der Alles wissen will und der nichts erfahren wird,“ rief plötzlich eine Stimme auf der Schwelle der Thüre.

Moriz, Nini Pompadour und Armand wendeten sich um.

Eine Frau schloß hinter sich die Thüre, es war Fulmen.

„In der That,“ sagte Moriz, „da kommt die Stütze meiner Behauptungen.“

„Du irrst, Moriz.“

„Bah! wer weiß?“

„Ich habe mir vorgenommen,“ sagte die Tänzerin, „unseren Freund zu kompromittiren und kam eigens jetzt zu ihm, um über Geschäfte zu sprechen.“

„Hm!“ lächelte Moriz.

„In dem Augenblicke,“ fuhr Fulmen fort, „in welchem Ihr mich und Armand eines geheimen Einvernehmens beschuldigt, habe ich ad honores das Recht, Euch vor die Thüre zu setzen.“

„Oho!“ rief Nini, „welcher Ton!“

Fulmen warf Moriz einen bedeutungsvollen Blick zu. Dieser erhob sich.

„Gehen wir, Nini,“ sagte er. „Trüben wir ihren Honigmonat nicht.“

Er reichte dem noch immer erstaunten Armand die Hand, zog seine lustige Gefährtin mit sich und das fröhliche Paar hüpfte singend über die Stiege hinab.

Armand war über das Erscheinen Fulmen's ganz erstaunt. Endlich gelang es ihm, seiner Herr zu werden.

„Wie kommen Sie hieher?“ rief er aus.

Fulmen schwieg. Sie warf ihren Shawl auf den Divan, nahm ihren Hut ab, zog die Handschuhe aus und betrachtete den jungen Mann mit einem Lächeln auf den Lippen.

„Setzt Sie an meinem Besuche nichts in Erstaunen?“

„Ich bin noch gar nicht gefaßt.“

„Vor Allem, mein Theurer, behauptet ganz Paris seit gestern, wo man mich mit Ihnen im Theater sah, daß ich Ihre Freundin sei. Mein Gott, Paris irrt sich, aber eines Tages werden sich diese Worte erfüllt haben.“

„Sie glauben!“ sagte Armand lächelnd.

Fulmen ließ ihren stechenden Blick auf ihm ruhen und sah dann in den Spiegel.

„Geck!“ rief sie.

Dann sich zu ihm setzend, sagte sie: „Es ist doch ganz natürlich, daß ich meinen verliebten Zukünftigen besuche, selbst dann, wenn ich ihm nichts Ernsthaftes mitzutheilen habe. Aber,“ fuhr sie fort, „beruhigen Sie sich. Ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen.“

Armand zitterte.

„Deshalb kam ich, Sie abzuholen," fuhr sie fort.

„Mich?" rief der junge Mann erstaunt.

„Kleiden Sie sich an und kommen Sie mit mir," entgegnete Fulmen.

„Also kommen Sie, im Wagen werde ich Ihnen Alles erzählen."

„Aber wohin führen Sie mich?" frug Armand.

„So kommen Sie nur!"

„Sonderbares Weib!" murmelte Armand.

„Es ist kalt, nehmen Sie Ihren wärmsten Paletot. Ich will nicht, daß Sie den Schnupfen bekommen, denn ich bin für Sie gut gestanden."

„Ah!" rief Armand lachend.

„Sie begreifen, mein Lieber," fuhr Fulmen fort, „daß ich Absichten mit Ihnen für die Zukunft habe."

Armand seufzte und schwieg; aber er gehorchte der Tänzerin, ging in sein Toilettekabinet, und während sie ihren Hut aufsetzte und ihre Haare ordnete, kleidete er sich um und erschien nach einigen Minuten zum Ausgehen gekleidet.

„O," sagte Fulmen lachend, „Sie sind zum Entzücken, mein Freund, aber das ist nicht die Toilette, wie ich sie wünsche. Ein weißer Paletot ist besonders in der Nacht sehr kompromittirend."

„Aber," sagte Armand, „wollen Sie, daß ich vielleicht die Rolle eines Einbrechers übernehme?!"

„Vielleicht."

„Zum Teufel! Soll ich mich mit den Pistolen in der Faust in die Häuser einschleichen?!"

„Ich liebe die Leute nicht sehr,“ sagte Fulmen, „welche mit Sackpistolen bewaffnet in Paris spazieren gehen, das hat so das Ansehen von italienischen Briganten und ist nie gefährlich, aber ein kleiner Dolch könnte Sie heute begleiten.“

„Ah!“ rief Armand erstaunt.

„Ich sage,“ erwiderte Fulmen, „daß manchmal, wie an diesem Abende zum Beispiel, ein kleiner Dolch gar nicht schaden könnte.“

„Droht mir denn eine Gefahr?“

„Vielleicht ja — vielleicht nein.“

„Mein Ehrenwort!“ murmelte Armand, „Sie sind ein geheimnißvolles Weib und besitzen das Talent, mich die ungereimtesten Sachen ausführen zu lassen.“

„Das ist ein Verdienst, wie ein anderes,“ sagte Fulmen lächelnd.

Armand hatte an der Mauer seines Rauchzimmers viele Waffen aufgehängt. Er nahm einen kleinen korsischen Dolch herab und zeigte ihn seiner Besucherin.

„Dieser ist gut,“ sagte sie. „Nun nehmen Sie einen anderen Paletot, entweder einen braunen oder einen schwarzen.“

Armand gehorchte.

„Jetzt folgen Sie mir, mein Coupé erwartet uns.“

„Also Sie wollen mir nicht sagen, wohin wir gehen?“

„Gott bewahre mich davor.“

„Gestehen Sie nur, daß ich in diesem Falle ein Verdienst habe, wenn ich Ihnen folge.“

„Das Verdienst wird immer belohnt,“ erwiderte Ful-

men, auf den jungen Mann eiuen bedeutungsvollen Blick werfend. Sie legte ihren Arm in jenen Armand's und beide verließen die Wohnung.

Der alte Job erwartete ihn auf der letzten Stufe.

„Wann werden Sie zurückkehren?“ frug er in einem Tone, in welchem sich die Ehrfurcht des Dieners und die Neigung des Soldaten, welche dieser dem Sohne des Obersten widmete, aussprach.

Bei dieser Frage blickte Armand seine Besucherin an.

„Man weiß es nicht,“ sagte diese. „Vielleicht um Mitternacht, vielleicht morgen Früh —“

Mit diesen Worten eilte sie zu ihrem Coupé, vor welches zwei fuchsbraune Pferde gespannt waren, stieg in dasselbe und lud Armand ein, ihr zu folgen.

Armand grüßte Job freundschaftlich und bestieg ebenfalls das Coupé.

„Wohin fährt Madame?“ frug der Lakai.

„Rue de la Harpe,“ entgegnete Fulmen.

Der Lakai setzte sich zum Kutscher und das Coupé eilte pfeilschnell aus dem Hofe und kam in die elyseeischen Felder.

„Da Sie nun jetzt in meiner Gewalt sind,“ sagte Fulmen „und mir nicht mehr entwischen können, so wollen wir mitsammen ein wenig plaudern.“

„Ja,“ sagte Armand, „plaudern wir, denn ich bin sehr gespannt, was mit mir jetzt geschehen wird.“

„Mein theures Kind,“ ergriff Fulmen das Wort, „ich sagte es Ihnen gestern, daß ich Sie, seitdem ich um Ihre Liebe für die Dame mit dem schwarzen Handschuh weiß,

liebe, um so mehr noch, da Sie mich nicht mit Ihrer Gegenliebe belohnen. Aber ich muß ihr Herz erringen, und wenn tausend Hindernisse sich mir in den Weg stellen."

Armand entgegnete, indem er ihre Hand ergriff:

„Sie sind eine Närrin."

„Ich weiß es wohl," entgegnete diese mit ihrem gewöhnlichen Lächeln, „aber wissen Sie auch, theurer Freund, daß mit Beharrlichkeit Alles möglich ist, und daß der Besitz des geliebten Gegenstandes Kälte und Gleichgültigkeit erzeugt?"

Und Fulmen lachte, dann fuhr sie fort:

„Wenn Sie mich immer unterbrechen, so werden Sie niemals etwas erfahren."

„Das ist wahr, ich höre Sie."

„Ich sagte Ihnen also, daß ich früher oder später von Ihnen geliebt werden muß."

„Mein Herz ist einer Anderen gegeben," fiel Armand ein.

„Aber," fuhr Fulmen fort, welche diese Unterbrechung nicht zu beachten schien, „ich bin doch kein gewöhnliches Weib, und anstatt meine Rivalin zu zerschmettern, ihr zu schaden, sie in Ihrer Gunst zu verdächtigen, will ich ihr und gleichzeitig auch Ihnen dienen."

„Sonderbare Kriegslist!" sagte Armand lächelnd.

„Sie ist die meine. Ich werde alle Hindernisse, die sich vor Euch erheben, zu ebnen trachten, so wie ich das Weib, dem Ihr Herz gehört, zwingen will, Sie zu lieben."

Armand unterdrückte einen Schrei der Freude. Aber er

schämte sich sogleich, in Gegenwart dieses Weibes, welches ihn liebte, eine solche Schwachheit gezeigt zu haben.

„Verzeihen Sie mir!“ stammelte er.

„Ich verzeihe Ihnen umsomehr, als ich darauf gefaßt war.“

„Aber,“ sagte Armand, „wenn ich bis zu ihr gelange, verlieren Sie dann nicht —“

„Meine letzte Hoffnung, meinen Sie?“

Armand nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Nein,“ sagte Fulmen, „eine erreichte Frau ist schon halb verlassen. Ich will meine Rivalin und Ihr Glück abnützen.“

„Sie sind ein außergewöhnliches Weib!“ murmelte Armand, den die letzten Worte seiner Begleiterin träumerisch machten.

„Zugegeben; aber hören Sie mich.“

„Sprechen Sie.“

In diesem Augenblicke fuhr das Coupé über den Platz Ludwigs XV., passirte die Pont de la Concorde und fuhr an dem linken Ufer der Seine hin.

„Wissen Sie, wohin wir fahren?“

„Nein, ich habe Sie bisher vergebens darum gefragt.“

„Nun also! wir eilen, oder besser Sie eilen —“

Armand zitterte und Fulmen bemerkte auch, daß er erbleichte.

„Sagten Sie mir nicht gestern, daß sie sich in Paris befindet?“

„Ja.“

„Nun, im Laufe des heutigen Tages erfuhr ich zwei

Drittel von dem, was ich in acht Tagen wissen wollte; Sie sehen daraus, wie gut ich bedient werde," sagte Fulmen mit einem triumphirenden Lächeln auf den Lippen.

„Mein Gott, was wissen Sie denn?"

„Ich weiß vor Allem die Wohnung ihrer Unbekannten."

„Sie wissen das?"

„Ich weiß ferner eine Menge anderer Sachen, deren Erzählung hier zu weit führen würde."

„Warum?"

„Weil wir nicht die Zeit dazu haben. Kommen Sie morgen, wenn Sie noch am Leben sind, zu mir, dann werde ich Ihnen das Nähere mittheilen."

„Also, Sie führen mich zu ihr?"

„Das heißt ich gebe Ihnen die Mittel, zu ihr zu kommen."

Das Coupé rollte vorwärts und kam auf den Place Maubert.

In diesem Augenblicke schien sich Fulmen einer Art Träumerei hinzugeben und Armand war zu sehr bewegt, um das Schweigen brechen zu können.

Als aber das Coupe in die Rue La Harpe einbog, erhob die junge Frau den Kopf und sagte zu ihrem Gefährten:

„Wir haben nur noch einige Minuten vor uns und ich muß Sie daher von Ihrer Lage unterrichten."

„Ah!" sagte Armand, welcher aus einem Traume zu erwachen schien.

„Die Dame mit dem schwarzen Handschuh," fuhr Fulmen fort, „ist dem Anscheine nach russischen Ursprunges und

der Alte, der sie überall hin begleitet, ist ein russischer Major und heißt Graf Arleff.

„Beide sind seit vierzehn Tagen in Paris und wohnen auf dem Platze de l'Estrapade. Ist der Major der Vater oder der Gatte?

„Das weiß Niemand. Sie haben eine einzige Dienerin, nämlich ein Weib von vierzig bis fünfzig Jahren, welche ihrem Anzuge nach aus Baiern sein muß. Der Major verläßt jeden Morgen das Haus und kehrt erst spät Abends zurück. Wenn er Sie bei seinem Schützling auf den Knieen findet, so dürfen Sie überzeugt sein, daß er Sie zu tödten trachtet. Deßhalb befehle ich Ihnen, einen Dolch mitzunehmen."

Armand lächelte verächtlich.

„O, mein Gott!" fuhr Fulmen fort, „ich weiß, daß Sie tapfer sind und in meinen Augen ist dieß auch kein Verdienst, sondern etwas ganz Natürliches, deßhalb mache ich Ihnen auch keine Komplimente darüber. Aber lassen Sie mich endigen."

„Ich höre," sagte Armand.

„Es ist wahrscheinlich, daß Sie eine Fensterscheibe einschlagen und dann durch einen Kamin werden klettern müssen."

„Gut; was weiter?"

„Erschreckt Sie dieß nicht?"

„Nicht im Geringsten."

„Ich sehe," murmelte Fulmen lächelnd, „daß Sie wohl der Mann sind, den ich träumte; und wenn die Dame mit dem schwarzen Handschuh Sie nicht lieben wird —"

„Warten Sie doch, bis sie angefangen hat, mich zu lieben."

„Diese Stunde ist nicht mehr ferne.“

„Wirklich? Sie glauben?“

„Ich bin davon überzeugt.“

Fulmen hatte kaum diese letzten Worte ausgesprochen, als das Coupé in der Nähe jenes alten Hauses ankam, in welches wir jenen Alten, den wir jetzt unter dem Namen Major Arleff kennen, treten sahen.

Es war noch nicht acht Uhr Abends als der Wagen anhielt.

„Steigen Sie aus,“ sagte Fulmen zu Armand, „und klopfen Sie an diese Thüre.“

Armand stieg aus und klopfte.

Die junge Frau zog aus der Tiefe ihres Muffs zwei Gegenstände hervor, welche sie Armand überreichte.

Einer dieser Gegenstände war ein Stück Wachskerze, der andere ein Schlüssel.

„Zünden Sie die Kerze an,“ fuhr Fulmen fort, während sich die Thüre öffnete, ohne daß man ein menschliches Wesen bemerkt hätte.

Armand näherte seine Wachskerze der Laterne des Coupés und zündete dieselbe an.

„Folgen Sie dieser Allee,“ fuhr seine Führerin fort, „sie führt zu einer Treppe, gehen Sie in die dritte Etage, dann kommt ein kleiner Gang mit mehreren Thüren und suchen Sie diejenige, auf welcher die Nummer zehn sich befindet.“

„Hernach?“ fragte Armand.

„Diese Thüre öffnen Sie mit diesem Schlüssel und Sie befinden sich in dem Zimmer eines Studenten.“

„Ist das Zimmer leer?“

„Ja, denn der Bewohner ist für zwei Tage abwesend.“

„Und dann?“ frug der junge Mann.

„Dann öffnen Sie das Fenster. Es geht auf das Dach eines zweiten Hauses, welches an dieses anstoßt.“

Fulmen zeigte mit dem Finger auf die düstere Wohnung der Dame mit dem schwarzen Handschuh.

„Dort wohnt sie!“ sagte sie.

Armand zitterte.

„Sie werden auf das Dach steigen,“ fuhr Fulmen fort, und kommen dann zu der Wohnung Ihrer Unbekannten. Aus dem dritten Fenster wird Ihnen Licht entgegenscheinen, dort ist ihr Schlafgemach. Das Uebrige ist Ihre Sache.

„Und nun Adieu!“ sagte sie, indem sie Armand die Hand reichte. „Auf Wiedersehen. Ich will nicht hoffen, daß der Major Arleff Sie tödten wird.“

„Hoffen wir es.“

Armand küßte die schöne Hand, welche ihm Fulmen reichte.

„Ich erwarte Sie morgen,“ fügte sie bei. „Trachten Sie zu siegen, Don Juan.“

Ein leises Gelächter begleitete diese Worte.

Dann gab sie dem Kutscher den Befehl, in das Hotel zurückzukehren.

Armand warf ihr mit der Hand einen letzten Gruß zu und trat kühn in den schwarzen Gang dieses kleinen, verlassenen Hauses.

Fast in demselben Augenblicke schloß sich die Thüre hinter ihm.

Der Thorweg schien ausgestorben und Armand fand ebenso

Niemanden auf der Stiege, welche er auch mit schnellen Schritten emporstieg, indem er sich eines dicken Strickes bediente, der die Funktion eines Geländers versah.

In der dritten Etage angekommen, fand er mit Hilfe seiner Kerze auch sogleich den Gang, den Fulmen ihm bezeichnet hatte.

Dann suchte er die Thüre Nr. 10, die er auch alsbald fand.

Er sperrte nun auf, öffnete die Thüre und trat in das Zimmer, und ohne einen Blick auf die Möbel dieser Wohnung zu richten, eilte er direkt zum Fenster hin, welches er öffnete.

Sein Herz drohte zu zerspringen.

Vierzehntes Capitel.

Das Porträt.

Die Bewegung Armand's war mehr als natürlich, wenn man an die Leidenschaft denkt, mit welcher er seine Unbekannte liebte.

Noch zögerte er einen Augenblick, bevor er auf das Gesimse des Fensters stieg, um von da auf das Dach zu springen.

Das Dach war um sechs Fuß tiefer als das Gesimse des Fensters.

Am äußersten Ende des Daches schimmerte an dem gegenüber liegenden Gebäude ein Licht, welches das verhängnißvolle Fenster anzeigte.

Die Nacht war finster und der dichte Nebel war zu undurchsichtig, als daß Armand die Entfernung von seinem Standpunkte auf das Dach bestimmen konnte.

Einen Augenblick benützte er, um sich zu sammeln und seine Umgebung zu betrachten.

Das kleine Zimmer, in dem er sich befand, hatte anstatt der Tapeten gelbes Papier, die Vorhänge waren von zweifelhafter Weiße, ein altes Fauteuil von rothem Sammt, vier Strohsessel, auf dem Kamin stand eine Pendeluhr.

Auf dem Tische lag ein Beutel mit Rauchtabak neben einem Todtenkopfe.

Das Fauteuil befand sich vor einem Tische von weißem Holz, welcher mit verschiedenen Büchern, chirurgischen Instrumenten und Pfeifen von allen Arten bedeckt war.

Fulmen hatte nicht gelogen. Armand befand sich in dem Zimmer eines künftigen Baders.

Nachdem der junge Mann einen Ueberblick über die Einrichtung dieses Zimmers gemacht hatte, wollte er schon den fatalen Sprung auf das Dach machen, als er plötzlich dem Kamin gegenüber das Gemälde einer Frau gewahrte. Es schien ihm, daß die eine Hand derselben mit einem schwarzen Handschuh bedeckt war.

Er zitterte, eilte zum Kamin, bemächtigte sich seines Lichtes und wollte das Bild in Augenschein nehmen; aber er

hatte, als er in das Zimmer trat, vergessen die Thüre zu schließen.

Diese befand sich dem Fenster gegenüber und das Licht wurde plötzlich vom Winde ausgelöscht.

Armand befand sich in völliger Finsterniß und zugleich in der Unmöglichkeit, sich ein Licht zu verschaffen.

„Ich bin doch närrisch," sagte er. „Wie könnte sie ihr Porträt verschenken? Oder wäre es vielleicht ihr Geliebter?"

Dieser Argwohn machte ihn erzittern und seine Stirne war in Schweiß gebadet; aber er faßte sich, eilte zum Fenster und versuchte, sich auf das Dach gleiten zu lassen, während er sich einen Augenblick mit den Händen an das Fensterkreuz klammerte.

Das Dach bildete eine sehr abschüssige Ebene.

Armand sah ein, daß er seiner ganzen Kaltblütigkeit benöthige, um nicht auf die Zinkrinne des Daches anzuspringen und zurückzuprallen.

Diese Gefahr gab ihm alle seine Ruhe zurück. Er wagte den Sprung — und den Dolch zwischen den Zähnen setzte er seinen gefährlichen Weg fort.

Er gelangte ohne Unfall bis zu dem Fenster, aus welchen ihm das Licht entgegenschimmerte.

Dieses Fenster war um einige Fuß höher als das Dach und Armand mußte, um zu demselben zu gelangen, auf einem Rauchfang emporklettern.

Ein Vorhang befand sich am Fenster, durch dessen Risse der junge Mann das Innere der Wohnung gewahren konnte.

Er sah ein kleines Zimmer, welches in altem Style

möblirt und mit grünen Tapeten austapeziert war; auf dem Kamin stand eine Büste.

Es war dasselbe Gemach, in welchem zwei Tage vorher der Graf Arleff, von der Baierin geleitet, seine geheimnißvolle Gefährtin traf.

Das Herz des jungen Manne schlug laut, als er in einem großen Fauteuil eine Dame, die ein Buch in der Hand hielt und ihm den Rücken zuwendete, gewahr wurde.

Das war sie — das mußte sie sein!

Seine Unruhe war so heftig, daß seine Hände den Rauchfang losließen und er bald von dem Dach in den Hof gefallen wäre.

Dieser letzte Gedanke zwang ihn, seine unangenehme Situation so lange beizubehalten, bis er das Gesicht der Dame gesehen hätte.

Diese momentane Erwartung machte ihn nachdenkend. Er hatte soviel Geistesgegenwart, um sich seine Lage genau vorzustellen und die nöthigen Maßregeln dazu ergreifen zu können.

Fulmen hatte ihm angezeigt, auf welche Weise er sich der Dame seines Herzens nähern konnte; sie hatte ihm gerathen, ein Fenster zu zerbrechen und dann bei der geliebten Frau einzutreten.

Aber Fulmen hatte gewiß nicht an die Gefahren gedacht, welche aus einem solchen gewaltsamen Eindringen folgen konnten, deren geringste die Strafe des Zuchthauses war.

Gleichzeitig fuhr er fort:

„Wenn ich ein Fenster zerbreche, so wird sie mich für einen Dieb halten und um Hilfe rufen. — Wenn ich aber

jetzt nicht zu ihr gelange, wann denn? — Uebrigens," fuhr er fort, „wo ist das Weib, welches die Kühnheit nicht verzeiht?"

In demselben Augenblicke sah er, daß die Frau in dem Zimmer aufstand und vom Nebentische ein Messer von Elfenbein ergriff, mit welchem sie die Blätter eines Buches aufschnitt. Armand erkannte seine Unbekannte. Es war diejenige, die er in den Appeninen, in Florenz, in Neapel, in Mailand, in Petersburg und in Paris gesehen und da ihm unaufhörlich entwischt war.

„O, dieses Mal," murmelte er, von einer seltsamen Entschlossenheit erfaßt, „muß sie mich hören und zu ihren Knieen sehen."

Und Armand stieg auf das Gesimse des Fensters.

Obwohl diese Bewegung, die er dabei machte, sehr schnell war und keinen Lärm erregte, hatte die Dame im Zimmer sie gehört und erhob sich. Sie eilte zum Fenster, öffnete es und sagte leise:

„Sind Sie es?"

Mit einem Sprunge befand sich Armand im Zimmer.

Aber die junge Frau machte einen Schritt zurück, erstickte einen Schrei, eilte zum Kamin, ergriff ein Pistol und sagte, die Mündung derselben auf den Eindringling richtend:

„Keinen Schritt vorwärts! Wer sind Sie? Was wollen Sie?"

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh hatte also nicht ihn erwartet.

Eine tiefe Traurigkeit zeigte sich auf dem Gesichte

Armand's. Er erinnerte sich des Bildes, welches er im Zimmer des Studenten gesehen hatte. Dieser Gedanke machte ihn schwindeln.

Er kreuzte die Arme und blieb stumm, unbeweglich, den Blick fest auf sie gerichtet, stehen, während der Dolch seinen Händen entfiel.

Fünfzehntes Capitel.

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh.

Zwischen beiden Personen herrschte Stillschweigen. Die junge Frau, welche einen Unbekannten durch das Fenster — in ihr Zimmer treten sah, konnte vor Ueberraschung kein Wort hervorbringen.

Armand war ebenfalls bestürzt, denn die Worte, welche die Dame zu ihm sprach, als sie das Fenster öffnete, ließen ahnen, daß sie Jemanden erwartete.

Er liebte sie mit aller Leidenschaft, mit der Trostlosigkeit eines Menschen, der Alles verloren hat, er befindet sich nun zum ersten Male dem Gegenstande seiner Verehrung gegenüber, und erfährt, daß er einen Rivalen hat.

Einen vorgezogenen Rivalen, welcher Nachts durch das

Fenster zu ihr kommt. — In dem Augenblicke, als der Mann sein Auge auf ein Weib geworfen hat, glaubt er auch schon das Recht zu haben, eifersüchtig zu sein.

Diese Gedanken machten, daß Armand, angesichts der Pistole, welche die Frau noch immer auf ihn gerichtet hatte, stumm blieb.

Die Dame brach zuerst das Schweigen.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ herrschte sie ihm zu.

Wenig um die drohende Waffe bekümmert, die seine Brust bedrohte, machte Armand einen Schritt vorwärts.

Ein Lichtstrahl der auf dem Kamin befindlichen Lampe erhellte sein Gesicht.

„Seien Sie versichert meine Dame,“ sagte er mit bewegter Stimme, „ich bin kein Dieb.“

Sei es, daß sie ihn erkannte, sei es, daß seine Kleidung, sein Ton oder seine Manieren sie frappirten, sie ließ die Hand mit der Waffe sinken und trat einen Schritt zurück.

„Verzeihen Sie mir, Madame,“ sagte Armand, welcher seine Kühnheit wieder gewann, „den sonderbaren Weg, den ich nehmen mußte, um zu Ihnen zu gelangen.“

„In der That er ist sehr sonderbar mein Herr,“ sagte sie, die Pistole auf den Kamin legend und sich an das äußerste Ende des Gemaches in eine Ecke setzend, während sie auf den Verliebten einen forschenden Blick ruhen ließ. „Sie versichern mich, mein Herr, daß Sie kein Dieb sind. Ich glaube Ihren Worten. Wollen Sie mir doch sagen, weßhalb Sie sich hier befinden?“

„Betrachten Sie mich, Madame.“

„Ich kenne Sie nicht," erwiederte sie.

„Aber betrachten Sie mich gut!"

„Aber, mein Herr, ich mag Sie noch so lange ansehen, ich kenne Sie nicht."

„Haben Sie mich nie gesehen?"

„Nie!"

„Oh," rief Armand mit erstickter Stimme.

„Mein Herr," fuhr die Dame fort, „wären Sie wirklich von meiner Bekanntschaft, so wären Sie durch die Thüre gekommen und ich kann Ihren Besuch nur dem Anfalle gelinden Wahnsinns zuschreiben."

„Madame!"

„Sie sind wahrscheinlich ein Nachtwandler, der zu seiner Zeit auf den Dächern herumgeht oder irgend ein Verliebter, der sich in der Thür irrte."

Diese letzten, mit spöttischem und verächtlichem Tone ausgesprochenen Worte gaben dem Eindringlinge seine Geistesgegenwart zurück.

„Sie haben Recht," sagte er lebhaft, „ich bin leidenschaftlich verliebt. Mein Herz leidet alle Qualen seit einem Jahre."

„Dann, mein Herr, haben Sie sich in der Thüre geirrt."

Sie betrachtete ihn spöttisch.

Armand zuckte die Achsel.

„Sie glauben?" sagte er.

„Ah, mein Herr," rief sie aufspringend, als ob eine Schlange sie gestochen hätte, „Sie wollen hier noch spotten? Ich

kenne Sie nicht; Sie kommen Nachts durch das Fenster in meine Wohnung und wagen mir zu sagen —"

Sie sprach diese Worte mit einem solchen Tone, mit solcher Verachtung und Zorn, daß ihr Gegner davon ganz niedergeschmettert war.

Es gibt Stunden, in welchen die Stimme eines geliebten Weibes einen ungemeinen Zauber auf uns ausübt, und in welchen wir gerne unser Leben für sie hingeben würden; es gibt ~~aber~~ aber auch Stunden, in welchen diese Stimme ironisch und verächtlich wird, und dann vergessen wir jede Rücksicht und jedes Maß.

Armand schwindelte. Er erinnerte sich der Frage: „Sind Sie es", welche dem jungen Weibe entfuhr und er sagte heftig:

„Mein Gott! Sie erwarteten ja Jemanden!"

Und er zeigte mit der Hand nach dem Fenster.

„Ah," rief die Dame, „das ist zu kühn." Sie eilte zum Tische und wollte klingeln.

Aber Armand ersah diese Bewegung; er eilte ihr nach und fiel zu ihren Füßen. Seine Stellung war so demüthig, so bittend, daß sie die nöthige Beredsamkeit hatte, um den Arm der Dame zurückzuhalten. Sie stellte das Glöckchen auf den Tisch und wendete sich zu ihm.

„Also, mein Herr, was wollen Sie? Wie kommen Sie hieher?"

Armand war aufgestanden und stand stumm, bleich und so ehrfürchtig vor ihr, daß sie mit ihm Mitleid fühlte.

„Madame," sagte er mit zitternder Stimme, „erlauben

Sie mir vorher, Ihnen einige Erinnerungen zurückzurufen."

„Aber schnell, mein Herr."

„Eines Tages Abends, es ist beiläufig ein Jahr her, reiste ich in Italien. Die Nacht überfiel uns und ich mußte mit einem Freunde in einem Gasthause in den Appeninen übernachten."

Armand schwieg und betrachtete sie. Aber kein Zug ihrer Muskeln ließ ihn ahnen, daß ihr das Ereigniß bekannt sei.

„Wir hörten in der Ferne Flintenschüsse," fuhr Armand fort. „Eine Stunde später erschien in dem Gasthofe, in dem wir uns befanden, ein Postwagen, aus welchem wir eine in Schwarz gekleidete Dame, von einem Bedienten gefolgt, heraussteigen sahen. Der Diener war verwundet, die anderen Gefährten dieser Dame waren getödtet —"

Armand hielt abermals inne.

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh schien ihm aufmerksam zuzuhören, aber ihr Gesicht blieb unverändert.

„Diese Dame waren Sie," fuhr Armand fort.

„Ich?" sagte sie mit Erstaunen, während der junge Mann bestürzt einen Schritt zurücktrat.

„Oder wenigstens," fuhr er fort, „gleicht sie Ihnen so vollkommen —"

„O, mein Herr," sagte sie, „dergleichen Aehnlichkeiten sind nicht selten."

„Aber," fuhr er fort, „auch sie hatte einen Handschuh an."

„Nun! was liegt daran?"

„Einige Tage später," fuhr Armand fort, „fand ich im Theater Della Scala in Mailand dieselbe Frau, von einem ältlichen Herrn begleitet. Mein Freund und ich grüßten sie."

„Mein Herr," unterbrach ihn die Dame, „könnten Sie mir sagen, welche Beziehung zwischen diesem Weibe und mir herrscht."

„Sie selbst waren es!" rief er mit Ueberzeugung.

Ein höhnisches Gelächter war die Antwort, die er erhielt.

„Endlich in Florenz, in Wien, in Petersburg, in Paris, überall finde ich Sie wieder und Sie leugnen, diejenige Frau von dem Gasthause in den Appeninen zu sein. O, seit jener unseligen Nacht verfolgt mich Ihr Angedenken ohne Unterlaß und Sie sind mein steter Gedanke."

Sie unterbrach ihn.

„Verzeihung! Erlauben Sie mir, anstatt ihre Geständnisse anzuhören, Sie zu fragen, wie Sie hieherkamen."

Armand wurde verlegen.

Wie konnte er ihr mittheilen, daß ein anderes Weib ihm behilflich war, in das Zimmer des Studenten zu gelangen und daß er von dort auf das Dach sprang?

„Ich erwarte Ihre Antwort!" sagte sie ungeduldig.

„Madame," stotterte er, „ich kann es nicht."

„Und Sie wagen es, von Liebe zu mir zu sprechen, mir zu sagen, daß Sie mich während eines ganzen Jahres verfolgten? . Sie können mir es also nicht gestehen? Ach, mein Herr, Sie haben eine schreckliche Kühnheit."

„Madame, verzeihen Sie —"

Ihre Stirne verfinsterte sich und ihr Blick nahm einen grausamen Ausdruck an.

„Ich wittere Verrath!“ rief sie, „aber ich will nicht weiter forschen.“

Sie erhob die Hand gegen das Fenster und murmelte:

„Derjenige, der mich verrathen hat, wird bestraft werden!“

Armand erzitterte und der Gedanke, daß ein Anderer erwartet wurde, nagte ihm am Herzen.

Er fiel ihr zu Füßen und wollte Alles gestehen, aber ein plötzliches Ereigniß änderte seine Lage.

In dem Inneren des Hauses ließ sich ein Lärm vernehmen.

Es war, als ob Jemand mit dem Hammer an das Thor klopfen würde.

Bei diesem Lärm sah Armand die Dame erzittern, während eine lebhafte Ungeduld auf ihrem Gesichte sich ausdrückte.

„Mein Gott,“ murmelte sie mit dem Ausdrucke des Schreckens, „da ist er! fliehen Sie —“

Sie zeigte auf das offene Fenster. Aber Armand blieb unbeweglich. Anstatt zu fliehen, leuchtete eine seltene Kühnheit aus seinem Auge.

„Fliehen Sie, Herr, fliehen Sie!“ wiederholte die junge Frau. „Der Graf Arleff kehrt zurück. Er würde Sie tödten.“

Ein stolzes Lächeln trat auf die Lippen unseres Helden, dann eilte er zum Fenster und hob seinen Dolch auf.

„O, fürchten Sie nichts,“ sagte er.

„Aber gehen Sie doch!“ schrie sie. „Wollen Sie uns Beide verderben?“

Armand begriff nun, daß der Dame Gefahr drohen würde, wenn seine Anwesenheit in dem Gemache bemerkt würde.

Er ergriff ihre Hand und sagte lebhaft:

„Ich gehe, Madame, aber im Namen des Himmels sagen Sie mir, ob ich Sie wieder sehen werde. Ich bitte Sie darum.“

„Ja,“ lispelte sie, als ob der Schrecken allein ihr dieses Versprechen entreißen würde, „aber gehen Sie!“

„Wann? Wo?“ frug er.

„Morgen, hier! Fliehen Sie!“ wiederholte sie mit Angst.

Er hatte die Kühnheit, ihre Hand zu küssen und schnell wie der Blitz schwang er sich auf das Fenster und von da auf das Dach, ohne das kalte Lächeln zu bemerken, welches über die Lippen der Dame glitt. Ohne Zweifel war Armand der Gegenstand einer schrecklichen Mystifikation.

Sechszehntes Capitel.

Der Student.

Einige Minuten später kehrte der junge Mann in das Zimmer des Studenten wieder zurück.

Er befand sich zum zweiten Male in diesem Gemache, er hatte vor einer Stunde nur einen Blick auf dasselbe geworfen und fand sich jetzt im Finstern vollkommen zurecht. Es schien ihm, daß das Zimmer ihm schon lange bekannt war, daß er wußte, wie viel Möbeln es enthielt und als ob er die Bewohner desselben kannte.

Mit einem sichern Schritt trat er zu dem Tische, auf welchem der angehende Doktor seine medizinischen Bücher und Instrumente liegen hatte, seine Hand griff nach einem Schächtelchen mit Zündhölzchen.

Armand zündete seine Kerze an und näherte sich dem Bilde, welches kurz vorher seine Aufmerksamkeit in so hohem Grade hervorrief. Kalter Schweiß perlte auf seiner

Stirne, seine Haare richteten sich in die Höhe, sein Herz schlug heftig.

Dieses Porträt war das getreue Bild der Dame mit dem schwarzen Handschuh. Die Bewegung des jungen Mannes war so groß, daß er das Licht zur Erde warf und entfloh. —

Der Mann also, den sie liebte, dem sie ihr Porträt schenkte, war ein armer Student in einem armseligen Dachstübchen.

Armand eilte tastend auf den Gang und von da die Stiege hinab. Sobald er in dem Thorwege angekommen war und frische Luft einathmete, stützte er sich an einem Baum und verbarg das Gesicht in seinen Händen.

Zweifelsohne wäre er lange in dieser Stellung verblieben, wenn nicht ein schneller Gedanke in seinem Gehirne aufgetaucht wäre.

„Oh!“ rief er, „Fulmen muß alles wissen, sie wird mir alles sagen,“ und er eilte zum Thore hinaus, sprang in den nächsten Wagen und rief dem Kutscher zu:

„Einen Louisd'or, wenn Du mich in zwanzig Minuten in die Rue Marboeuf fährst.“

Der Kutscher peitschte die Pferde und der Wagen eilte mit der Schnelligkeit des Blitzes davon.

Eine halbe Stunde später trat er bei Fulmen ein.

Diese kehrte gerade aus der Oper zurück, wo sie diesen Abend getanzt hatte.

Sie wechselte soeben die Toilette, als Armand bleich, verstört bei ihr erschien.

„Ah, mein Gott!“ rief sie erschreckt, „was ist Ihnen

denn zugestoßen? Sind Sie aus dem Fenster gesprungen, oder liebt sie Sie schon?“

Armand fiel auf einen Sessel.

Es war ihm unmöglich, ein Wort hervorzubringen.

„Aber was ist es denn?“ wiederholte die Tänzerin.

„Man hat mir einen Streich gespielt.“

„Was?“

„Ja gewiß!“

„Aber ich bin daran unschuldig!“

Die Stimme Fulmens war so aufrichtig, daß Armand ihr glaubte.

„Aber, erklären Sie sich doch, haben Sie Ihre Holde nicht gesehen?“ fuhr sie fort.

„Im Gegentheil.“

„Nun?“

„Nun, sie erwartete Jemanden — auch auf demselben Weg, den ich nahm — dieser Jemand ist ihr Geliebter.“

Und Armand erzählte mit kurzen Worten seine Unterhaltung mit der Dame mit dem schwarzen Handschuh, sowie auch die Entdeckung, die er im Zimmer des Studenten machte.

Fulmen hörte ihn mit Stirnrunzeln an.

„Oh, oh,“ sagte sie endlich, „Ihnen hat man keinen Streich gespielt, wohl aber mir!“

„Ihnen?“ rief Armand.

Die Tänzerin beobachtete ein momentanes Stillschweigen. Aber ihre großen Augen waren voll Feuer, ihre ausgedehnten Nasenlöcher und ihre zusammengezogenen Lippen

zeigten von dem heftigen Zorne, den sie in ihrem Innern fühlte.

„Hören Sie,“ sagte sie zu Armand, indem sie sich neben ihm auf das Sofa niederließ, „haben Sie Vertrauen zu mir?“

„Ja.“

„Werden Sie thun, was ich Ihnen zu thun rathe?“

„Befehlen Sie, ich werde gehorchen.“

„Nun,“ fuhr sie fort, „ich schwöre Ihnen bei meiner Seele, daß, ehe acht Tage vergehen, dieses Weib entlarvt sein wird.“

„Sie glauben?“

„Ich bin dessen gewiß.“

„Was soll ich thun?“

„Morgen Früh kehren Sie in dieses Haus zurück, in welchen das Zimmer des Studenten sich befindet und in welchem Sie das Porträt Ihrer Dame sahen.“

„Nachher?“

„Sie werden den Mediziner dort finden.“

„O, ich werde ihn tödten!“ schrie Armand zornig.

„Nein,“ rief Fulmen, „aber Sie werden ihm die Wahl lassen: entweder sich mit Ihnen zu schlagen und zwar sogleich und ohne Zeugen, mit den Waffen, die Sie ihm vorschlagen, oder Ihnen augenblicklich zu folgen.“

„Nun weiter.“

„Dann werden Sie ihn in Ihren Wagen steigen lassen und hieher bringen. Das Uebrige ist meine Sache.“

„Wenn er aber nicht zu Hause ist?“

„So werden Sie so lange in seiner Wohnung warten, bis er zurückkehrt.“

„Aber ich kenne ihn nicht.“

„Er heißt Friedrich Dulong. Um eilf Uhr findet man ihn jeden Tag im Café Tabouret neben dem Odeon. Aber er ist schon zu Hause, es ist unmöglich, daß er noch nicht zurückgekehrt sei.“

Der Sohn des Obersten Léon verließ gegen Mitternacht die schöne Tänzerin und kehrte dann in sein Hotel zurück.

Der alte Job erwartete ihn ungeduldig.

„Ah, mein Herr,“ rief er, „ich weiß nicht, wie mir seit Ihrem Ausfahren war, aber eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner.“

„Warum, mein alter Freund?“

„Ich hatte die Ahnung, als ob Ihnen ein Unglück zustoßen würde.“

Armand zuckte die Achseln.

„Du bist ein Narr!“ sagte er.

Er wollte sich mit seinem Intendanten in kein weiteres Gespräch einlassen und ging auf sein Zimmer.

Er warf sich angekleidet auf das Bett hin und erwartete, das Auge starr auf die Pendeluhr gerichtet, sehnsuchtsvoll den Tag.

Es schlug fünf Uhr. Er klingelte.

Sein Groom, welcher die Funktionen eines Kutschers versah, eilte halb angekleidet und schlaftrunken herbei.

„Patrick,“ sagte Armand, „spanne Tom-Thumb, meinen irischen Renner, vor das Coupé.“

Der Groom machte große Augen.

„Werden Sie sich diesen Morgen schlagen?“ frug er.

„Nein. Hüte Dich, Job aufzuwecken.“

„O,“ sagte der Groom, „Herr Job hat sein Zimmer in dem Garten und es ist unmöglich, daß er den Schritt Tom-Thumbs in dem Hofe höre.“

Der Groom eilte sich anzukleiden und spannte den irländischen Renner vor das Coupé, während Armand seinen Paletot anzog und ein Kästchen mit zwei Pistolen zu sich steckte.

Er verließ sein Zimmer in der größten Stille und eilte in den Hof hinab.

Ungeachtet seiner Unabhängigkeit fürchtete er dennoch das Grollen des alten Job und er wußte wohl, daß der Brummbart ein großes Geschrei erheben würde, wenn er wüßte, daß Armand so früh ausging. Aber glücklicherweise erwachte der alte Job nicht.

Armand sagte zum Groom, indem er auf die Kutsche zeigte:

„Führe mich auf den Platz de L'Estrapade. Ich habe die Nummer vergessen, aber ich werde Dir das Haus schon zeigen.“

Patrick hieb in die Pferde und das Coupé verließ den Hof.

Während der Fahrt erholte sich Armand nach und nach aus seiner Betäubung.

Ungeachtet des Unwillens, des Zornes, den er bei dem Gedanken fühlte, daß diejenige, die er liebte, ihm, dem Löwen des Boulevard, dem vollendeten Gentleman, dem kühnen Ritter einem armen Studenten durch ihre Liebe bevorzugte, suchte

II Ein Rennpferd braucht nicht behandelt zu werden wie ein alter Droschken-Gaul! —

er dennoch seinem Gesichte die Ruhe eines Engländers zu geben.

Das Coupé hielt an.

Armand setzte den Fuß zur Erde und sagte zu dem Groom:

„Folge mir. Du wirst vor dem Thore des Hauses warten, in welches Du mich eintreten siehst.“

Es war noch sehr finster.

Der Platz schien wie ausgestorben und ein feiner Regen fiel unaufhörlich nieder.

Armand erkannte vollkommen das Haus, in welches er den vorhergehenden Tag eintrat und das ihm ganz unbewohnt schien.

Das Thor war verschlossen. Er klopfte.

Das Thor öffnete sich abermals, ohne daß er Jemanden ansichtig wurde.

Dieses Mal hatte der junge Mann keine Kerze bei sich, aber er fand sich im Dunkeln zurecht. Er ging in den Thorweg, ergriff den dicken Strick, welcher als Geländer zur Stiege diente, eilte dieselbe hinan, kam in den Gang und fand tastend die Thüre Nr. 10.

Am vorhergehenden Abende hatte Armand, als er aus dem Gemache entfloh, die Thüre desselben zu schließen vergessen.

Armand bemerkte, daß dieselbe heute geschlossen war. Offenbar mußte der Eigenthümer der Wohnung noch in der Nacht zurückgekehrt sein.

Er erinnerte sich auch, daß er den Schlüssel außen stecken ließ. Dieser fehlte ebenfalls.

Ohne zu zögern, klopfte er stark an die Thüre.

Niemand antwortete, aber Armand hielt das Ohr an das Schlüsselloch und hörte das sonore Schnarchen eines Schläfers.

Er klopfte neuerdings.

„Was ist das für ein Lärm da oben?“ rief plötzlich eine kreischende Stimme auf der unteren Stiege.

Armand verließ einen Augenblick die Thüre, ging in den Gang zurück und rief hinab:

„Es ist ein Freund von Herrn Friedrich Dulong, welcher ihn in einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht.“

„Herr Dulong?“ schrie die Hausmeisterin, denn diese war es in der That, welche ihre näselnde Stimme ertönen ließ, „ah, der ist in einem schönen Zustande —“

„Er ist zu Hause, nicht wahr?“

„Gewiß, aber er ist betrunken. Sie können jetzt neben ihm die Kanonen der Invaliden abfeuern und er wird doch nicht erwachen.“

„Aber ich muß ihn sprechen.“

Armand eilte hinab und drückte der Hausmeisterin einen Louisd'or in die Hand.

Dieser wirkte wie ein Talisman.

„Nun, mein Herr,“ sagte die Alte, „wenn Sie ihn durchaus sprechen müssen, so will ich Ihnen einen zweiten Schlüssel zu seiner Wohnung geben. Vielleicht gelingt es Ihnen, ihn zu erwecken.“

Die Hand der Alten ergriff einen Bund Schlüssel und

suchte denjenigen darunter, der mit Nr. 10 bezeichnet war und gab ihn Armand, indem sie sagte:

„Wünschen Sie auch Licht?“

In dieser Frage lag der ehrfurchtsvolle Ton gegen einen Menschen, der einen Louisd'or verschenkt.

„Geben Sie her,“ sagte Armand, indem er die Kerze ergriff.

„Ah,“ fuhr die Hausmeisterin fort, „ich weiß nicht, welches Höllenleben er heute Nacht geführt hat; er ist ausgegangen, wieder zurückgekommen, abermals fortgegangen und endlich um Mitternacht mit einem schrecklichen Lärmen zurückgekehrt.

Armand schloß aus diesen Worten, daß die Hausmeisterin ihn in der verflossenen Nacht für den Studenten gehalten hatte.

Er kehrte auf die Stiege zurück.

Ein Lächeln der Verachtung thronte auf seinen Lippen, wenn er bedachte, daß diese elegante, in ihren Gewohnheiten so sonderbare, in ihrer Haltung so aristokratische Dame welche er närrisch liebte, sich so weit vergessen konnte, ihr Porträt in dem Zimmmer eines Trunkenboldes aufhängen zu lassen.

Seine Hand zitterte vor Zorn, indem er den Schlüssel in das Schloß drückte, und er trat einen Schritt zurück, als er in dem Zimmer den Studenten gewahr wurde.

Dieser schlief ganz angekleidet in seinem Bette, seine zerrissenen Kleidungsstücke, seine beschmutzte Beinkleider bestätigten die Worte der Alten.

Aber das Erstaunen Armand's war groß, als er das Gesicht des Schläfers betrachtete.

Dieser war ein dicker Junge von ungefähr vier= bis fünfundzwanzig Jahren, mit einem Vollbarte, einem pocken=narbigen Gesichte und ganz gewöhnlichen Gesichtszügen, welche Gutherzigkeit und Offenherzigkeit ausdrückten.

Man erkannte in ihm einen jener Jünger der Wissen=schaft, welche durch ihr ganzes Leben Student bleiben, aber ihre Kenntnisse nie zu einem Examen bereit haben.

Das also war der Geliebte der Dame mit dem schwar=zen Handschuh?

Armand stellte die Kerze auf den Tisch, näherte sich dem Bette und ergriff ungestüm den Arm des Schläfers, während er ihn beim Namen nannte.

Dieser erwachte, öffnete die Augen mühevoll, richtete sich im Bette auf und ließ einen erstaunten Blick im Zim=mer herumrollen.

„Wer ruft mich?“ fragte er mit heiserer Stimme.

„Ich!“ sagte Armand.

Der Student betrachtete ihn mit dummen Erstaunen.

„Ich kenne Sie nicht!“ sagte er.

„Ich heiße Armand Léon.“

„Bin ich Ihnen etwas schuldig?“ frug Dulong.

Diese Frage gab Armand zu verstehen, daß ihn der Student nicht kenne und nie von ihm sprechen gehört hatte.

„Ich komme von Fulmen,“ sagte er.

„Fulmen?“

Der Student sprach diesen Namen mit einem solchen Erstaunen aus, daß Armand einen Schritt zurücktrat.

„Sie kennen diese Frau nicht?“ frug er.

„Ich glaube nicht.“

„Mein Herr, wollen Sie sich erheben und mich aufmerksam anhören, ich habe ernsthafte Sachen mit Ihnen zu besprechen.“

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte der Student, den der trockene Ton Armand's nüchtern machte, „die Art, mit der ich Sie empfing. Aber es sind diese Nacht so außergewöhnliche Sachen mit mir vorgegangen, daß meine Geistesgegenwart noch nicht vollkommen zurückgekehrt ist. Wollen Sie sich doch setzen.“

„Außergewöhnliche Sachen?!“ sagte Armand, indem sich seiner ein Zittern bemächtigte.

„Ja, mein Herr, aber —“

„Was ist Ihnen denn zugestoßen?“

„Ah,“ sagte der Student, „das ist sehr ernst. Es genüge Ihnen, mein Herr, meine Entschuldigung gehört zu haben. Aber womit kann ich Ihnen denn nützlich sein?“

Der Ton Friedrich Dulong's war voll Freimüthigkeit und Armand besänftigte sich nach und nach.

„Mein Herr,“ sagte der Letztere, indem er stehen blieb „mein Name ist Armand Léon und ich bin von Fulmen geschickt.“

„Es ist das erste Mal, mein Herr,“ entgegnete der Student, „daß ich diesen Namen hier aussprechen höre, und was Fulmen anbelangt, so muß ich Sie bitten mir zu sagen, wer sie ist.“

„Eine Tänzerin.“

„Ah, ja, ein schönes Weib mit schönen Haaren — eine große Brünette —“

„Richtig.“

„Und diese schickt Sie?“

„Ja, mein Herr.“

„Also sie kennt mich?“

Diese Worte machten Armand erstaunen. Entweder hatte ihn der Student zum Besten oder Fulmen erlaubte sich mit ihm einen Scherz.

„Mein Herr,“ sagte er zu ihm, das Kästchen mit den beiden Pistolen auf den Tisch stellend, „erlauben Sie mir einige Fragen an Sie zu stellen, es handelt sich um ernsthafte Sachen.“

„Sprechen Sie, mein Herr!“

„Sie sind verflossene Nacht ausgegangen und sagten, daß Ihnen etwas Ungewöhnliches zugestoßen sei.“

„Richtig.“

„Nun, ich bin eben deshalb hier.“

„Ah!“ rief der Student, indem er die Stirne runzelte, „sind Sie vielleicht einer derjenigen, welche mich diese Nacht so übel mitnahmen?“

„Aber sind Sie närrisch? Betrachten Sie mich doch!“

„Man hat mich,“ fuhr Dulong fort, „geprügelt, geknebelt, die Augen verbunden und eingesperrt.“

Siebenzehntes Capitel.

Eine neue Entdeckung.

Während der Student so sprach, richtete Armand seine Blicke nach dem Orte hin, an dem er in der verflossenen Nacht das Porträt der schwarzen Dame erblickte. Ein Schrei entrang sich seiner Kehle.

Das Porträt war verschwunden.

„Was fehlt Ihnen denn, mein Herr," frug Dulong, welcher immer mehr zur Besinnung kam.

„Was haben Sie mit dem Porträt gemacht?"

„Welches Porträt?"

„Das ihrige!"

„Das ihrige?" frug der Student erstaunt.

„Ja, das Porträt der Dame mit dem schwarzen Handschuh."

„Wieder ein Name, den ich heute zum ersten Male höre, und ein sehr drolliger auch noch dazu."

Diese mit dem aufrichtigsten Tone gesprochenen Worte brachten bei Armand eine sonderbare Wirkung hervor.

Sein Zorn, welcher sich einige Augenblicke gemildert hatte, kehrte neuerdings zurück.

„Ah, mein Herr,“ rief er aus, „scherzen Sie mit mir?“

„Meiner Treu,“ sagte der Student, „ich muß dieselbe Frage an Sie stellen. Ich habe Sie niemals gesehen, Sie treten bei mir ein, ich weiß nicht wie, Sie sprechen zu mir von einer Tänzerin, die ich nicht kenne, Sie erzählen mir von einem Porträte, das ich nie sah, sprechen von einer Dame mit dem schwarzen Handschuh, und wollen endlich den Richter mit mir spielen?“

Armand öffnete das Kästchen, nahm die Pistolen aus demselben und lud sie.

„Was machen Sie?“ frug Dulong.

„Ich will die Wahrheit wissen.“

Eine nervöse Blässe trat auf das Gesicht Armand's, welche den Studenten seine Absicht hinlänglich erkennen ließ. Aber dieser war tapfer und sehr kaltblütig.

„Sie wollen mich ermorden?“ frug er. „Ich sage Ihnen im Voraus, daß mein Vermögen vierzehn Sous beträgt; die Möbeln, die Sie hier sehen, gehören der Quartierfrau, und mein einziger neuer Rock ist bei der Tante.*) Sie würden also unnützerweise mein Blut vergießen. Ich bin ärmer als Hiob. Ich hatte zehn Franken in meinem Gilet, aber dieses wurde mir heute Nacht entwendet!“

Diese mit traurigem und zugleich spöttischem Tone aus-

*) Tante — Ausdruck der Studenten für Leihhaus.

gesprochenen Worte brachten auf Armand mehr Wirkung hervor, als ob der Student Furcht gehabt und um Hülfe geschrien hätte.

Er legte die Pistolen auf den Tisch.

„Mein Herr,“ sagte er, „Sie sind verrückt, wenn Sie meinen, daß ich Sie ermorden will, um Sie zu bestehlen. Aber ich will eine Erklärung von Ihnen und müßte ich selbst Gewalt anwenden.“

„Ich bin bereit, sie Ihnen recht gerne zu geben.“

„Sagen Sie mir, wo ist dieses Porträt?“

„Ich habe nie Porträts gehabt.“

„Wie — hier dem Kamin gegenüber?“

„Nie!“

„Ich habe doch diese Nacht nicht geträumt —“

„Hm!“ sagte der Student.

„Ja, diese Nacht, als ich hierher kam —“

„Sie kamen diese Nacht hierher?“

„Ohne Zweifel.“

„Ah!“ rief der Student, indem er sich an die Stirne schlug, „also für Sie mußte ich mein Zimmer seit vierzehn Tagen von acht Uhr Abends bis Mitternacht abtreten?“

„Für mich? — Seit vierzehn Tagen? — Alle Abende?“ wiederholte Armand mit erstickter Stimme. „Ah, nun begreife ich — oder besser — ich begreife nicht!“

Es herrscht gewiß hier ein Irrthum,“ sagte Friedrich Dulong; „Suchen wir Licht! — Sie kamen diese Nacht hieher?“

„Ja!“

„Aber mit wem? und wie.“

„Allein mit einem Schlüssel, den mir Fulmen gab.“

„Das ist sonderbar! Ich kenne Fulmen nicht. Und Sie kamen allein?“

„Allein.“

„Aber — zu welchem Zwecke? derjenige, dem ich mein Zimmer in den Abendstunden zur Verfügung stellte, kam nie allein.“

„Ich öffnete dann das Fenster.“

„Dann?“

„Sprang ich auf das Dach und erreichte das Fenster des Nebengebäudes.“

„Meiner Treu, mein Herr, sagte der Student, „Sie haben Muth, denn das Dach ist sehr abschüssig.“

„Ich sprang auf das Fenster und die Dame mit dem schwarzen Handschuh öffnete mir.“

„Aber wer ist doch die Dame mit dem schwarzen Handschuh?“

„Diejenige Dame, deren Bildniß heute Nacht in Ihrem Zimmer hing.“

„Alles das ist sehr sonderbar,“ sagte der Student, indem er aufmerksam das Gesicht seines seltsamen Besuches prüfte, um sicher zu sein, daß er es mit keinem aus dem Narrenhause entlaufenen Menschen zu thun habe.

Armand errieth diesen prüfenden Blick und war nun von der Aufrichtigkeit Friedrich Dulong überzeugt.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich sehe, daß alle unsere gegenseitigen Erklärungen zu keinem Resultate führen. Wollen Sie mich wohl zu Fulmen begleiten?“

„Es sei mein Herr, denn sonst beginne ich noch den Kopf zu verlieren.“ Der Student erhob sich und nahm seinen Hut.

„Sie entschuldigen, mein Costüm," sagte er. „Aber werden Sie sich nicht schämen, an meiner Seite zu gehen? Ich bin wie ein Bettler zerfetzt und habe auch kein andern Rock, um die Toilette ändern zu können."

„Kommen Sie nur, mein Herr," sagte Armand, „mein Wagen erwartet uns unten." „Sie haben einen Wagen, Pest!" rief der arme Student, welcher mit hundert Franks monatlich leben mußte. „O Schicksalstücke!"

Und er folgte Armand.

Beide gingen die Stiege hinab, fanden das Coupé, und Armand befahl seinem Groom:

„Rue Marboeuf, zu Fulmen."

Während der Wagen im Galopp davon eilte, nahmen die Darinsitzenden ihre Konversation wieder auf.

Achtzehntes Capitel.

Blidah.

Der Student begann seine Erzählung:

„Ich war nicht immer so arm, als ich jetzt bin; es gab einst eine Zeit, in welcher ich mit hundert Francs monatlich nicht leben konnte. Ich hatte eine kleine Erbschaft, gab

in einigen Monaten einige tausend Francs aus und unterhielt Maitressen."

„Ah!" rief Armand, welcher nicht wußte, wo der Student mit seiner Erzählung hinaus wollte.

Dieser fuhr fort:

„In dieser Zeit meines Glanzes lernte ich eine Löwin der galanten Welt kennen. Sie hieß Blidah und hatte einen kleinen Millionär zu Grunde gerichtet. Ich meine nämlich den Marquis Emanuel von Courcy, welcher ihr ein eigenes Hotel und Pferde hielt."

„Ich kenne Blidah," sagte Armand, „sie ist eine reife Dame von ungefähr fünfunddreißig Jahren."

„Richtig! Also in sechs Monaten waren meine zehntausend Francs beim Teufel. Aber diese Frau hat Renten und übrigens auch ein gutes Herz.

„Es blieb ihr nur eine Schwachheit für mich und diese ist, daß sie selbst manchmal im Wagen kommt, mich besucht und dann mit mir bei Flicoteaux um zweiunddreißig Sous dinirt."

„Aber, mein Herr!" rief Armand.

„Warten Sie doch!" sagte der Student. „Sie werden sogleich verstehen. — An einem Morgen, es sind ungefähr vierzehn Tage her, kam Blidah zu mir.

„Mein Kleiner," sagte sie zu mir, „ich will mit Dir, meinem Alten, frühstücken."

„Mit der Bezeichnung „mein Alter" bezeugte sie mir stets ihre Freundschaft.

„Du kommst schlimm an," war meine Antwort, „denn

meine Cassa befindet sich in einem bedauernswürdigen Zustande."

„Bist Du dumm!" rief sie. „Ich leihe Dir einen Louisd'or; am Ende des Monats wirst Du ihn mir wieder zurückgeben."

„Dann gingen wir zu Rysbec, sie ließ Champagner auftragen, und wenn ich Champagner trinke, so kann man von mir haben, was man will. Man kann dann meinen Kopf verlangen und ich gebe ihn ohne die geringste Einwendung her."

Armand konnte sich nicht enthalten zu lächeln.

Der Student fuhr fort:

„Sobald ich etwas benebelt war, schlug mir Blidah vor, meine Wohnung für drei Stunden, nämlich von acht bis eilf Uhr Abends, ihr zu vermiethen. Sie erzählte mir dabei eine Geschichte und sagte mir, daß eine ihrer Freundinnen, welche verheiratet wäre, in meiner Wohnung Jemanden erwarten wolle."

„Das heißt," unterbrach ihn Armand, welcher in seine Worte keinen Zweifel legte, „daß Sie also ebenso, wie ich, der Betrogene waren."

„Sie werden es sogleich sehen," fuhr Dulong wieder fort.

Aber in demselben Augenblicke hielt das Coupé vor der Wohnung Fulmen's.

„Alles wird sich nun erklären," murmelte Armand aus dem Wagen springend.

Der Student folgte ihm.

Sei es, daß die Diener Fulmen's den Befehl hatten,

ihn sogleich einzulassen, oder sei es, daß sie Armand schon als zukünftigen Herrn des Hauses betrachteten, sie führten ihn ungeachtet der frühen Stunde sogleich in das Gemach ihrer Herrin.

Fulmen war schon erwacht und saß, in ein perlgraues Hauskleid gehüllt, in einem Fauteuil. In ihren Augen zeigte sich Unruhe, welche auf einen schlechten Schlaf während der Nacht schließen ließ.

„Endlich!“ sagte sie, als sie den jungen Mann eintreten sah.

„Madame,“ sagte Armand, „ich stelle Ihnen hier Herrn Friedrich Dulong vor, welcher nicht die Ehre hat, Sie zu kennen.“

Er sprach diese Worte mit einer gewissen Ironie.

„Das ist wahr,“ erwiederte die Tänzerin, „aber ich kenne ihn.“

„Sie kennen mich, Madame?“ fragte der Student höchst erstaunt, während er sich dabei bis zur Erde neigte.

„Ich kenne Blidah, welche mir oft von Ihnen erzählte.“

„Ah!“ rief der Student.

„Nun —?!“ frug Fulmen, ihren Blick auf Armand richtend.

„Madame,“ ewiederte dieser mit einer Art Kälte, welche bewies, daß er ihr mißtraue, „ich sowohl als dieser Herr waren die Gegenstände eines Bubenstückes. Wer uns dasselbe spielte, das weiß ich nicht.“

Und nun erzählte er seine Konversation mit dem Mediziner und dieser bestätigte es durch Kopfnicken.

„Ah,“ rief Fulmen, „Alles das ist sehr sonderbar, Herr Dulong; aber bevor ich die Erzählung Ihrer nächtlichen Abenteuer anhören kann, muß ich Ihnen sowohl wie Herrn Armand meine Stellung zu Blidah erklären, denn wenn man Ihnen einen Streich spielte, so galt es jedenfalls mir.“

Fulmen ersuchte sie, sich zu setzen, und fuhr fort:

„Ich kenne Blidah seit fünf Jahren. Ich weiß, daß sie in der eleganten Welt, besonders bei den Fremden, sehr in Renommée steht, und daß sie in diesem Augenblicke einen jungen Russen, den Grafen Poiloff, zum Geliebten hat. Vor zwei Tagen gestanden Sie mir, mein theurer Armand, daß Sie die Dame mit dem schwarzen Handschuh in Petersburg trafen und ich wendete mich deßhalb an Blidah. Ich ging zu ihr und sagte:

„Hast Du niemals von Deinem kleinen Poiloff, welcher verflossenen Sommer in Petersburg war, von einer gewissen blonden Dame, die mit einem alten Herrn herumreist und ihre rechte Hand stets mit einem schwarzen Handschuh bedeckt hat, gehört?“

„Und ich gab ihr die genaueste Beschreibung dieser Person, so wie ich dieselbe von Ihnen hatte.

„Sei ruhig,“ erwiederte Blidah, „wenn diese Dame ihren Fuß je nach Petersburg richtete, so werde ich es noch diesen Abend erfahren, denn mein Russe und einer seiner Freunde, der ein hoher Beamter bei der russischen Polizei ist, werden diesen Abend bei mir soupiren.“

— — — — — — — — — — — —

„Im Laufe des nächsten Tages kam Blidah zu mir und machte mir folgende Mittheilung:

„Die Dame mit dem schwarzen Handschuh ist in Paris; sie ist die Tochter des französischen Generals, Baron von Ruvigny, und einer Jüdin aus Moskau. Sie trägt zum Andenken an einen Mann, den sie geliebt hatte, ihre rechte Hand stets in einem schwarzen Handschuh. Der Mann, der sie aller Orten begleitet, ist ein russischer Major, der Graf Arleff; er giebt sich für ihren Vormund aus, ist aber in Wirklichkeit ihr Geliebter, und so eifersüchtig, daß er einen Rivalen ohne Gnade niederstoßen würde. Sie wohnen auf dem Platz de l'Estrapade, in einem alten Hause, welches sie allein bewohnen, und haben nur einen einzigen Bedienten."

„Blidah endlich gab mir die nähere Bezeichnung der Wohnung, die ich Ihnen, mein lieber Armand, gestern mittheilte."

„Das ist sonderbar!" murmelte Armand.

„Dann," fuhr Fulmen fort, „erzählte ich ihr von der Liebe, die Sie für diese Frau fühlen, wobei ich mich jedoch hütete, Ihren Namen zu nennen. Ich bat sie nun, mir den Gefallen zu erweisen, und Ihnen mit ihr eine Unterredung zu verschaffen. Sie sagte es zu.

„Am Abende erschien sie abermals bei mir.

„Ich hatte ehemals," sagte sie, „einen Anbeter, welcher mein Freund geblieben ist. Er ist ein armer Student, der sein Leben im Café Tabouret verbringt und Friedrich Dulong heißt. Er bewohnt ein Zimmer im dritten Stocke, in einem Hause am Platze de l'Estrapade und er willigt ein, sein

Zimmer für einige Stunden dieses Abends Ihnen zur Verfügung zu stellen."

„Sie machte mich dann mit der Lage des Zimmers des Herrn Dulong, sowie mit der Wohnung der Angebeteten unseres Armand's bekannt.

„Dann gab sie mir einen Schlüssel und sagte mir, daß die Dame von acht bis elf Uhr allein in ihrer Wohnung wäre."

Der Student und Armand hörten aufmerksam diese Erzählung an.

Plötzlich brach der Erstere das Schweigen.

„Madame," sagte er, „es ist augenscheinlich, daß Blidah uns diesen Strich spielte.

„Schon seit vierzehn Tagen verlasse ich jeden Abend mein Zimmer von acht bis elf Uhr, während in meiner Abwesenheit Jemand, den ich nicht kenne, in dasselbe kommt. Aber diese Nacht fand ich bei meinem Nachhausekommen Thüren und Fenster offen."

„Aber dieses Porträt? Das Porträt, das ich gesehen habe?" unterbrach ihn Armand, „ich habe doch nicht geträumt."

Fulmen wurde nachdenkend.

Sie ergriff die Hand des jungen Mannes.

„Sie zweifelten an mir," sagte sie, „zweifeln Sie noch?"

„Nun," rief dieser schnell, „ich sehe, daß Sie aufrichtig sind."

„Wollen Sie, daß ich Ihnen einen Rath ertheile?"

„Sprechen Sie!"

„Kehren Sie in Ihre Wohnung zurück, vergessen Sie für den Moment dieses räthselhafte Weib und lassen Sie die Sorge, diese Geheimnisse zu enthüllen, meiner Sorge über. Eine innere Stimme sagt mir, daß dieses Weib, welches Sie zu fliehen scheint, mit Ihnen eine schreckliche Absicht vor hat.“

„Sie sind eine Närrin!“ rief Armand lachend.

„Vielleicht.“

„Was kann sie von mir wollen?“

„Weiß ich es?“ sagte Fulmen, „Aber meine Ahnungen haben mich noch nie betrogen, und diese sagen mir, daß Ihnen ein Unglück bevorstehe.“

Die Stimme Fulmen's war traurig und bewegt.

Armand bebte.

„Es thut nichts!“ murmelte er, „ich liebe sie — und muß sie wiedersehen.“

„Nun!“ sagte Fulmen, „wollen Sie mir gehorchen?“

„Ja.“

„Sie sagte Ihnen gestern: „Kommen Sie morgen um acht Uhr?“

„Ja.“

„Werden Sie hingehen?“

„Gewiß!“

„Ich werde Sie begleiten.“

„Sie?“

„Ich!“

„Aber das ist unmöglich!“ rief Armand.

„Oh,“ sagte die Tänzerin, „seien Sie unbesorgt, ich

werde nicht bei ihr eintreten. Ich werde einstweilen auf dem Dache bleiben."

Und ehe der junge Mann, der durch diese Entschlossenheit Fulmen's ganz betäubt war, noch ein Wort erwiedern konnte, wendete sich diese an den Studenten.

„Herr Dulong," sagte sie, „werden Sie uns Ihre Wohnung diesen Abend zur Verfügung stellen?"

„Ich getraue mich ja ohnehin kaum mehr in dieselbe zurückzukehren, nach dem, was mir gestern geschehen ist."

„Ah, richtig," rief Fulmen, „Sie haben uns noch nicht erzählt, was sich gestern mit Ihnen zutrug. Also schnell, vielleicht wirft Ihre Erzählung einiges Licht in diese Finsterniß."

Neunzehntes Capitel.

Das Abenteuer des Studenten.

„Ich gehe gewöhnlich," fing Dulong an, „um acht Uhr Abends aus, und begab mich in das Café Tabouret, wo ich bis elf Uhr Domino oder Billard spiele.

„Als ich gestern in die Rue de Vaugirard einbog und

eben vor dem Odeon vorbeiging, wurde ich von einem Kommissionär angesprochen, der mir ein Billet überreichte.

„Ich näherte mich einer Gasflamme, um den Inhalt desselben zu erfahren.

„Er lautete:

„Eine alte Freundin bittet Herrn Friedrich Dulong, sich zu ihr zu begeben und dem Ueberbringer dieses Billets zu folgen."

„Ich wollte von dem Kommissionär etwas Näheres erfahren, dieser aber sagte mir, indem er eine tiefe Verbeugung machte:

„Das Coupé der gnädigen Frau erwartet Sie mein Herr auf dem Odeonplatze."

„Das Coupé der gnädigen Frau? Oho, das ist etwas Anderes.

„Ich folgte dem Kommissionär, welcher mich zu einem himmelblauen Coupé, vor dem zwei prächtige Pferde angespannt waren, führte.

„Ein Diener in Livrée öffnete mir den Wagenschlag, und der Kommissionär entfernte sich.

„Ich sprang in das Coupé.

„Der Diener sagte zu mir:

„Mein Herr, Sie werden mir wohl erlauben, mich zu Ihnen zu setzen, denn ich habe Ihnen einige Erklärungen zu machen."

„Mir ist es ganz gleichgültig," war meine Antwort.

„Das Coupé eilte davon.

„Der Diener zog die Fenster in die Höhe, welche zu

meinem Erstaunen mit Vorhängen versehen waren, damit ich nicht sehen konnte, wohin man mich führte.

„Dann zog er ein Tuch aus der Tasche.

„Wenn Sie, mein Herr, die Dame sehen wollen, so muß ich Ihnen die Augen verbinden.“

„Ich fand diesen Vorschlag sonderbar, doch willigte ich darein.

„Ich hatte Romane gelesen, in welchen ähnliche Szenen vorkamen —“

„Also weiter,“ fiel Fulmen ein.

„Das Coupé rollte ungefähr zwanzig Minuten fort und hielt dann an.

„Der Diener sagte:

„Ich bitte abzusteigen und meine Hand zu ergreifen.“

„Ich gehorchte. Man führte mich mehrere Minuten und ich hörte den Sand unter meinen Füßen krachen, was mir den Gedanken einflößte, daß ich mich in einem Garten befand.

„Plötzlich fühlte ich, daß wir die Stufen einer Stiege erreichten —“

„Halt!“ schrie Armand, den Studenten unterbrechend, „auch mir ist so etwas Aehnliches begegnet.“

Der Sohn des Obersten erinnerte sich seiner sonderbaren und geheimnißvollen Liebe mit Frau von Saint-Luce.

„Fahren Sie fort,“ sagte er.

Er hoffte, daß der Schleier, welcher sich über seine Dame ausbreitete, sich nun lüften würde.

„Als ich etwa zehn Stufen der Stiege erklettert hatte,“ fuhr der Student fort, „öffnete mein Führer eine Thüre,

führte mich in ein Gemach, dessen Boden mit einem Teppich bedeckt war, welcher den Lärm meiner Schritte erstickte, dann führte er mich zu einem Fauteuil und sagte:

„In fünf Minuten können Sie die Binde herabnehmen!"

„Ich hörte, wie er sich zurückzog und die Thür doppelt absperrte.

„Ich wartete einige Minuten — das Herz schlug mir sehr stark.

„Ich begann Furcht zu haben.

„Endlich nahm ich die Binde von den Augen."

„Und dann," sagte Armand, ein zweites Mal die Erzählung unterbrechend, „befanden Sie sich in einem schönen, mit grauen Stoffen austapezirten Zimmer, welches durch eine am Plafond befestigte Alabasterlampe erhellt wurde."

„Richtig, ganz richtig!" rief der Student. „Woher wissen Sie das?"

„Warten Sie!" sagte Armand, während Fulmen ebenfalls ihr Erstaunen bezeugte.

„Die Wände," fuhr er fort, „waren mit Gemälden aus der spanischen Schule geziert.

„In den Fensternischen befanden sich ausländische Blumen. Die Vorhänge waren hermetisch geschlossen — ganz genau!

„Nachdem Sie zehn Minuten gewartet hatten," fuhr Armand heftig fort, „sahen Sie eine Thür sich öffnen."

„Ja."

„Und eine maskirte Frau trat ein."

„Nein," sagte der Student, „ich sah keine Frau."

Ein Schrei des Erstaunens entrang sich der Kehle Armand's.

„Wen sahen Sie denn eintreten?“ frug er.

„Einen Mann.“

„Fahren Sie fort!“ rief Armand, „denn ich sehe, daß die Geschichte immer verwickelter wird. — Wer war dieser Mann?“

„Oh, warten Sie nur,“ sagte der Student, während Fulmen aufmerksam zuhörte. „Es waren keine zehn Minuten, die ich wartete, sondern eine Stunde.

„Auf einem Tischchen erblickte ich eine Flasche und ein Glas. Durch lauter Warten fing ich an, ungeduldig zu werden und besah den Inhalt der Flasche.

„Was wollen Sie? Ich bin kein Trunkenbold, aber ich hatte ein Glas in der Hand; die Flasche wurde also entsiegelt; ich trank Anfangs, um die Langeweile zu vertreiben, ich leerte ein Glas, dann zwei Gläser, dann drei — und ich fühlte mich seltsam bewegt, als sich plötzlich die Thüre öffnete, und anstatt einer Frau, die ich erwartete, ein Weißkopf mit einer Maske vor dem Gesichte erschien.“

Armand und Fulmen betrachteten sich gegenseitig.

Anstatt eine Aufklärung über die Dame mit dem schwarzen Handschuh zu erhalten, sahen sie sich in ein neues Abenteuer verwickelt.

„Was weiter?“ frug die Tänzerin.

Friedrich Dulong fuhr fort:

„Dieser Mann war ungefähr sechszig Jahre alt. Er war groß, von hoher Taille und ganz in schwarz gekleidet.“

„Das war der russische Major,“ rief Fulmen.

„Ruhe!“ rief Armand, „hören wir weiter.“

„Er trat zu mir heran und sagte:

„Wollen Sie sich setzen, mein Herr, (denn ich hatte mich bei seinem Anblicke erhoben,) und mich anhören.“

„Ich gehorchte und betrachtete ihn.

„Sie kommen,“ sagte er, „auf ein anonymes Billet hierher.“

„Ja, mein Herr.“

„Sie meinten hier eine Frau zu finden.“

„Wie?“ rief ich, „es steht ja im Billet, eine alte Freundin will mich sprechen.“

„Er zuckte verächtlich die Achseln, während seine Miene auszudrücken schienen:

„Wäre eine Frau, die Sie liebt, wohl so eingerichtet?“

„Wer sind Sie denn?“ fuhr ich fort, indem meine Stimme vor Zorn zitterte.

„Ich?“ rief er.

„Sie! Ich kenne Sie nicht.“

„Das ist wahr,“ rief er lachend, „denn mittelst dieser Maske —“

„Wenn ich Sie nicht kenne, weshalb denn die Maske?“ frug ich wüthend.

„Weil in dem Falle, als Sie meinen Vorschlag nicht annehmen, was sehr möglich ist, ich nicht will, daß Sie mich wiedererkennen, wenn ich Ihnen begegnen sollte.“

„Sie haben also mir Vorschläge zu machen?“

„Vielleicht!“

„Und der Mann, dessen Stimme, Geberde und Haltung

mich in einer Art Zauber gefangen hielt, maß mich vom Kopfe bis zu den Füßen und sagte:

„Sie sind Mediziner?"

„Ja."

„Doch wenigstens schon im siebenten Jahre?"

„Das ist möglich; aber was kümmert Sie das?"

„Das heißt," fuhr er zornig fort, da er stets auf meine Fragen antworten mußte, „daß Sie nie Doktor werden."

„Was weiter?"

„Sie haben vierzehnhundert Livres Einkommen. Das ist wenig — besonders, wenn man den Wein und die Weiber liebt."

„Wollen Sie mich vielleicht reich machen?"

„Vielleicht," sagte er mit einer Stimme, die mich bis in's Innerste erzittern machte.

„Ah, ah!" sagte ich. „Sprechen wir deutlicher. Was wollen Sie von mir, und weshalb ließen Sie mich mit verbundenen Augen hierher kommen?"

„Hören Sie," sagte er, „man wird Ihnen keine Gewalt anthun. Sie können meinen Vorschlag annehmen oder nicht. Wollen Sie fünfzigtausend Franks gewinnen?"

„Oh," rief ich aus, „wenn ich kein Verbrechen begehen muß —"

„Keineswegs," war seine Antwort. „In den Augen des Gesetzes wäre es vielleicht ein Verbrechen, aber in den Augen Gottes ist es eine Strafe."

„Sie wollen mir die Rolle eines Henkers übertragen?"

„Sie haben das rechte Wort."

„Ich erhob mich stolz und rief:

„Sie sind ein Elender!“

„Ich trat auf ihn zu, aber er dachte wohl, daß ich ihm ungeachtet seiner weißen Haare einen schlimmen Streich spielen könnte, nachdem er mir eine so erbärmliche Handlung zugemuthet hatte, und stieß heftig mit dem Fuße auf den Boden, während er sich bis zur hintersten Wand des Zimmers zurückzog.

„Gleichzeitig öffnete sich die Thür und zwei Diener stürzten herein, warfen mich zu Boden, stießen mit den Füßen nach mir und trommelten unbarmherzig so lange auf meinem Körper herum, bis ich ohnmächtig wurde.“

„Was ereignete sich weiter?“

„Ich werde das gewiß nie erfahren.

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich am Trottoir, die Füße in einer Pfütze auf dem Platze de l'Estrapade. —

„Ich hatte keinen Sous mehr in der Tasche und mußte annehmen, daß die Elenden mich meiner Barschaft beraubt hatten.

„Ich kehrte in meine Wohnung zurück. Der genossene Rhum, sowie der Wein stiegen mir in den Kopf, und ich hatte große Mühe, meine Wohnung zu erreichen.

„Ich warf mich sogleich auf's Bett, und würde gewiß jetzt noch schlafen, wenn Sie nicht gekommen wären, mich aufzuwecken.“

So schloß er, einen Blick auf Armand werfend.

Fulmen hörte ihm bis zu Ende an, ohne ihn zu unterbrechen.

Sobald er geendigt hatte, bat sie Armand mit einer Bewegung der Hand, sie sprechen zu lassen.

„Alles das," sagte sie, „ist sehr sonderbar. Aber Sie, Herr Dulong, waren sehr ungeschickt."

„Wie so?"

„Indem Sie vorher schon abschlugen, ohne noch zu wissen, welches Verlangen man von Ihnen wollte."

„Sie haben Recht, Madame," erwiederte der Student. „Aber was wollen Sie? Obgleich ich arm bin, so bin ich doch ein Mann von Ehre und ich war nicht Herr meiner Verachtung."

„Nun also," fuhr Fulmen fort, „nehmen wir die einzelnen Thatsachen zusammen.

„Es ist gerade zu derselben Zeit geschehen, daß dieses seltsame Ereigniß stattfand, als Sie sich von Blidah entfernten."

„Oh, ich glaube, daß Blidah noch mehr darüber weiß."

„Auch ich," schaltete Fulmen ein.

„Und ich," sagte Armand, welcher sich in diesem Labyrinthe verlor und keinen Ausweg fand, „ich glaube, daß Frau von Sainte-Luce —"

„Ah ja!" sagte Fulmen, welche sehr gut die Geschichte der Liebschaft Armand's mit der Baronin wußte, „es ist wahr. Die Art, wie Herr Dulong in dieser Nacht in jene verhängnißvolle Wohnung geführt wurde, hat große Aehnlichkeit mit Ihren damaligen Abenteuern."

„Aber Herr Dulong sah keine Frau."

„Das ist wahr.

„Uebrigens,“ fügte sie bei, „seitdem die Baronin Sie liebte, hat Sie aus Liebe zu Ihnen Paris verlassen und man weiß ihren jetzigen Aufenthalt nicht.“

„Ja, aber das Hotel besteht noch,“ erwiederte Armand.

„Nun, wir werden sehen. Herr Dulong wird hierbleiben. Er ist dann sicher vor jeder Gefahr. Sie werden sich in die Nähe des Hotels Sainte-Luce begeben, vielleicht gelingt es Ihnen, eine Entdeckung zu machen.

„Was mich betrifft, so will ich mich an die Verfolgung Blidah's machen, und bei meiner Treue, sie wird sprechen, und wir werden dann wissen, ob die Abenteuer des Herrn Dulong und die Ihrigen denselben Ausgangspunkt haben, ob wir ferner durch ein Weib oder durch den Zufall gefoppt sind.“

„Aber dann begleiten Sie mich diesen Abend wohl nicht?“

„Im Gegentheile!“

„Geheimniß!“ murmelte Armand nachdenkend, und gleichzeitig fügte er bei:

„Ich weiß nicht, wer diese Frau sein kann, was sie von mir will, aber ich liebe sie.“

Alle diese Erklärungen, sowie die Erzählung Dulong's hatten den Morgen in Anspruch genommen.

Die Pendeluhr zeigte die zehnte Stunde.

„Meine Herren,“ sagte Fulmen, „ich behalte Sie beim Frühstück hier.“

Die junge Frau und die beiden Gäste blieben noch eine Stunde, indem sie allerlei Vermuthungen über ihre Abenteuer anstellten.

Sobald das Frühstück eingenommen war, richtete Fulmen dem Studenten ein kleines Rauchzimmer ein und versah ihn mit einigen Flaschen Champagner und Zigarren.

Dann kleidete sie sich an und sagte zu Armand:

„Ich werde Sie auf dem Platze Ludwig des Fünfzehnten absetzen. Sie eilen dann über die Brücke de la Concorde auf den Boulevard der Invaliden, auf welchen die Rückseite des Hotels Sainte-Luce stößt. Seien Sie klug.“

Armand sprang zu ihr in das Coupé und Fulmen ließ ihn auf dem bezeichneten Platze aussteigen.

„Ich gehe zu Blidah,“ sagte sie, „und erwarte Sie um sechs Uhr Abends.“

„Ich werde dort sein.“

Armand lenkte seine Schritte zu dem Boulevard der Invaliden, und von seinen Erinnerungen geleitet, suchte er die kleine verborgene Thür, auf deren Schwelle in einer Nacht zwei Verehrer der Baronin sich schlugen.

Aber diese Thüre war vermauert. Armand trat dann in die Rue Babylon und war nicht wenig erstaunt, auf dem Thore des Hotels die Worte: „Dieses Hotel ist zu verkaufen!“ zu lesen.

Er trat ein und ging zu der Loge des Schweizers.

Dieser war ein Fremder und kannte daher Armand nicht.

„Was wünscht der Herr?“ frug er.

„Dieses Haus ist zu verkaufen?“

„Ja.“

„Kann man es ansehen?“

Der Schweizer ergriff einen Bund Schlüssel.

„Wenn Sie mir folgen wollen —“

Er führte ihn nun in die Wohnung, welche Armand so gut kannte.

„Besehen wir zuerst den Garten,“ sagte dieser, „das Hotel können wir später in Augenschein nehmen.“

Der Schweizer führte ihn durch ein Vorhaus und öffnete die Thür, welche in den Garten führte. Armand unterdrückte einen Schrei der Ueberraschung.

Die großen Bäume des Gartens waren umgehauen, und der Pavillon, in welchem ihn die Baronin eines Tages mit verbundenen Augen empfing und wo er den Grafen Stephan fand, war ebenfalls vernichtet. Es war also nicht das Hotel Sainte-Luce, in welches Dulong geführt worden war.

Armand wußte, was er wissen wollte.

Er gab vor, daß ein Garten ohne Bäume für ihn keinen Reiz habe, und ging fort, ohne die Gemächer des Hotels besehen zu haben.

Aber er konnte dem Verlangen nicht widerstehen, zu erfahren, was aus seiner ersten Maitresse geworden war.

„Dieses Hotel,“ frug er den Schweizer, „hat doch dem Baron von Saint-Luce gehört?“

„Ja, mein Herr,“ war die Antwort, „aber der Herr Baron ist schon lange todt und die Frau Baronin ist vor fünf Jahren in's Kloster gegangen und hat ihr ganzes Vermögen den Spitälern geschenkt. Von der Administration der Letzteren wird nun das Hotel verkauft.“

Armand verließ die Loge und das Hotel, kehrte in seine Wohnung zurück, wechselte die Kleider und erschien um sechs Uhr bei der Tänzerin.

Diese trat soeben in's Gemach.

Was den Studenten anbelangte, so war derselbe auf einem Canapé in Gegenwart einiger Flaschen Champagner und einiger Zigarren eingeschlafen.

„Nun?“ frug Fulmen.

Armand theilte ihr seine Entdeckung mit.

„Ich,“ erwiederte sie, „war ebenfalls nicht glücklicher. Blidah verließ in der letzten Nacht Paris mit ihrem Geliebten, dem Grafen Poiloff, in einer Postchaise, und Niemand weiß, wohin sie sind. Aber ich werde es erfahren, und sollte ich auch die ganze Polizei von Paris in Bewegung setzen.

„Uebrigens,“ fügte sie mit einem Stirnrunzeln hinzu, „werden wir vielleicht diese Nacht noch mehr erfahren.“

Zwanzigstes Capitel.

Ein zweiter Besuch am Dache.

Sobald der Abend hereingebrochen war, wurde Friedrich Dulong aufgeweckt.

„Das ist Schade!“ murmelte er, „ich habe so gut geschlafen.“

„Sie haben sich zwölf Stunden der Ruhe hingegeben, das genügt. Nun benöthigen wir Ihre Hülfe."

„Ich bin bereit. Wohin gehen wir?"

„Zum Rendezvous Armand's."

„Ich muß sie sehen, dieses Weib," sagte Armand leise.

Fulmen, Armand und Dulong stiegen in den Wagen und ließen sich auf den Platz de l'Estrapade fahren.

„Läuten Sie, treten Sie zuerst ein, und trachten Sie soviel als möglich, uns den Augen der Schließerin zu verbergen."

Der Student gehorchte.

Die Allee war finster, wie am Abende vorher.

Armand gab seiner Begleiterin den Arm.

„Wer ist da?" rief die Stimme der Hausmeisterin.

„Ich bin es!" rief Dulong. „Haben Sie Briefe für mich?"

„Nein, mein Herr."

Während der Student diese Worte durch das Fenster der Loge sprach, eilten Fulmen und Armand in das Haus.

Der Student eilte ihnen nach und alle drei erkletterten nun die Stiege.

Dulong öffnete seine Wohnung.

„Nun," sagte die Tänzerin eintretend, „jetzt gehen Sie zu Ihrem Rendezvous, mein lieber Armand, wir werden Sie hier erwarten."

Der junge Mann öffnete das Fenster, sprang auf das Dach und eilte zu dem andern Fenster, welches, dem Versprechen gemäß, die Dame mit dem schwarzen Handschuh

ihm öffnen sollte. Aber dieses war zugeschlossen und tiefe Finsterniß herrschte im Gemache. Und dennoch war die Stunde des Stelldichein gekommen.

Die Dame ließ sich erwarten.

So verging eine Stunde, und während dieser Stunde geschah nicht die geringste Veränderung in dem Zimmer.

Armand hatte sich an das Dach geklammert, sein Herz schlug heftig, und indem er nur dachte, sie wiederzusehen, erschrak er beim geringsten Geräusche.

Sie erschien nicht! — Kalter Schweiß trat auf die Stirne Armand's. Hatte sie ihm vielleicht ein Stelldichein für heute gegeben, um ihn von sich zu entfernen?

Diese Voraussetzung bemächtigte sich nach und nach des armen Verliebten, und es erschienen ihm die Minuten als Jahrhunderte.

Plötzlich hörte er seinen Namen rufen. Es war Fulmen.

Armand meinte, daß die junge Frau eine Entdeckung gemacht hätte — indem in demselben Augenblicke aus einem andern Fenster ein Lichtstrahl drang — und kehrte in die Wohnung des Studenten zurück.

„Mein armer Freund," sagte Fulmen zu ihm, „man hat uns Beide tüchtig zum Besten gehabt. Die Dame mit dem schwarzen Handschuh hat Sie gefoppt —"

„Meinen Sie?"

„Ich bin überzeugt."

„Was soll ich nun machen?"

„In den Wagen zurückkehren."

„O, nein. Ich will noch warten, oder besser —"

Armand zögerte.

„Nun?“ frug Fulmen.

„Nun, ich schlage eine Fensterscheibe ein und dringe in das Gemach.“

„Mein theurer Freund,“ erwiederte Fulmen kalt, „Sie wissen also nicht, daß das Einschlagen der Fenster, das Eindringen in eine fremde Wohnung gegen den Willen des Eigenthümers, als Verbrechen betrachtet wird, und daß man Sie deßhalb vor den Assisenhof schicken kann?“

„Was liegt daran!“ murmelte er betäubt.

„Gut. Ich habe Ihnen diese Bemerkung nur gemacht, um mein Gewissen zu beruhigen. Wenn Sie also entschlossen sind —“

„Gewiß.“

„Nun, also gehen wir.“

„Wie, Sie wollen mich begleiten?“

„Ha,“ lachte die schöne Sünderin, „habe ich mich nicht zu Ihrem Vormund gemacht? Wissen Sie denn nicht, daß ich dort, wo man einen Roman spinnt, das glücklichste Weib der Welt bin?“

„So kommen Sie mit.“

„Nur einen Augenblick Geduld. Ich will mich nicht so hinauswagen.“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Daß ich ein großes Mißtrauen gegen jenes Weib hege, welches Sie so rasend lieben, und ich will daher in keine Schlinge fallen.“

„Was für eine Schlinge?“

„Nun, mein Gott! Wer sagt Ihnen denn, daß wir

diesem Wilden von einem Major, welcher uns mit einigen Lakaien überfallen kann, nicht begegnen werden?"

„Ich habe ja einen Dolch bei mir."

„Das ist nicht genügend."

Und Fulmen nahm aus dem Kästchen, welches Armand am Morgen bei Dulong vergessen hatte, die beiden Pistolen heraus.

„Das taugt eher," sagte sie.

„Ah," rief der Student, „ich sehe schon im Voraus, daß ich ebenfalls bei der Expedition betheiligt sein werde."

„Wenn Sie wollen."

Fulmen hielt sich nun an das Fensterkreuz und sprang auf das Dach.

„Geben Sie Acht!" schrie Armand.

„Bah," sagte sie, „ich habe schon als Kind auf dem Strick getanzt."

Und sie begann sofort auf dem Dache mit einer staunenswerthen Behendigkeit und Leichtigkeit zu laufen, welche die Wahrheit ihrer Worte bestätigte.

Der Student und Armand folgten ihr. Ersterer hatte sich mit Zündhölzchen versehen.

Armand hatte die Pistolen und Fulmen war mit dem Dolche bewaffnet.

Als die junge Dame das Fenster erreichte, welches Armand seit einer Stunde so sehnsüchtig angeblickt hatte, indem er jeden Augenblick meinte, es werde sich öffnen, wendete sie sich um und sagte:

„Es ist unnütz, Lärm zu machen, wenn man denselben vermeiden kann."

Sie zog bei diesen Worten einen Ring vom kleinen Finger ihrer linken Haud, in welchem ein Diamant gefaßt war.

Mit einem raschen Schnitt war die Fenstertafel aus dem Rahmen geschnitten. Sie ergriff dieselbe vorsichtig und legte sie auf das Dach.

Dann befahl sie Armand, die Pistolen zu laden.

Nun steckte Fulmen ihre Hand durch die Oeffnung, die sie gemacht hatte, und öffnete von innen das Fenster. Mit einem Sprunge befand sie sich in dem Gemache der Dame mit dem schwarzen Handschuh.

In demselben herrschte völlige Dunkelheit und ein tiefes Schweigen.

Armand und der Student waren ihr gefolgt Letzterer machte nun Licht.

Armand stieß beim Scheine desselben einen Schrei der Ueberraschung aus.

Das Boudoir war aller Möbeln entblößt. Die Tapeten, selbst die mit einem schwarzen Schleier bedeckte Marmorbüste, waren daraus verschwunden.

„Der Vogel ist ausgeflogen,“ murmelte Fulmen, während Armand sich an die Wand lehnte, um nicht umzufallen.

Der Student zündete eine Fackel an.

Fulmen und ihre Gefährten machten sich nun auf, das Boudoir, den Salon und alle andern Gemächer, sowie das ganze Dach zu durchsuchen.

Sie fanden aber weder Möbel noch Bewohner.

— — — — — — — — — — — —

„Halt!“ murmelte Futmen, „Wir haben es mit einem starken Weibe zu thun, wenn ich sie je in meine Macht bekommen sollte!“

„O,“ sagte gleichzeitig der Student, „hätten wir lieber Blidah in unserer Macht, ich würde Revanche für meine gestrigen Prügel nehmen.“

„Was Blidah anbelangt,“ rief Fulmen, „so muß und wird sie sprechen.“

Armand schien der Raub eines Traumes zu sein, denn er folgte in Allem mechanisch, wie ein Körper ohne Seele, der Tänzerin.

Plötzlich schlug sich Dulong vor die Stirne.

„O,“ rief er, „ich errathe!“

„Was errathen Sie?“ frug Fulmen, sich lebhaft an ihn wendend.

„Sie sind zu Blidah gegangen?“

„Ja.“

„Rue Magador Nr. 17?“

„Ja.“

„Und man sagte Ihnen dort, daß sie mit dem Russen abgereist wäre?“

„In der letzten Nacht mit einem Postwagen.“

„Nun, das ist unmöglich.“

„Warum?“

„Weil der Graf Poiloff vor drei Tagen nach Holland abgereist ist, was mir Blidah selbst erzählte.“

„Aber wo ist denn sie?“

„Halt!“ rief der Student mit einem Scharfsinn, den man seiner gewöhnlichen Physiognomie nicht zugetraut hätte.

„Weil man uns einen Streich spielte und Blidah eben dabei ihre Hand im Spiele hat, so wird sie es jedenfalls vorgezogen haben, früher in das Freie zu gelangen.“

„Das ist richtig.“

„Anstatt Paris zu verlassen, wird sie gedacht haben, daß sie nirgends sicherer sein kann, als hier, und wird es für genügend gefunden haben, blos ihre Wohnung auf einige Tage zu verlassen.“

„Paris ist zwar sehr groß,“ murmelte Fulmen, „aber ich werde es wie einen Handschuh umwenden, um Blidah zu entdecken.“

„O,“ rief der Student, „ich glaube ihren jetzigen Aufenthalt zu errathen!“

Armand stieß einen Freudenschrei aus und das Auge Fulmen's leuchtete.

„Blidah,“ fuhr der zukünftige Doktor fort, „war ein Kind des Viertels; sie lebte dort schon lange. Inmitten ihres Reichthumes aber bewahrte sie dennoch eine Schwachheit für die Diners der Studenten und folglich für auch diese selbst. Vor drei Monaten hatte sie eine närrische Leidenschaft für einen jungen Gelbschnabel gehegt, der in jener Straße wohnt, wo die medizinische Schule sich befindet, und ich gebe meinen Kopf dafür, daß sie sich jetzt bei diesem befindet.“

„Kennen Sie ihn?“

„Ja.“

„Nun,“ rief Fulmen, „so muß man Anstalten treffen, sie dort zu überrumpeln.“

Indem die Tänzerin mit ihren Gefährten so plauderte,

verließen sie die leere Wohnung und kehrten von dem Dache in das Zimmer des Studenten zurück.

Fulmen fiel auf einen Sessel und schien in Nachdenken versunken:

Plötzlich erhob sie den Kopf und sagte zu den beiden jungen Männern:

„Wenn wir uns die Gewißheit verschaffen können, daß Blidah wirklich bei dem Studenten ist, von dem uns Herr Dulong erzählte, so schwöre ich, daß ich den Schlüssel zu dem Geheimnisse in Händen habe.“

„Gehen wir,“ sagte Armand.

„Mein Freund,“ fuhr Fulmen, zu diesem gewendet, fort, „Sie werden mit Herrn Dulong in Ihre Wohnung gehen und dort meine Rückkunft abwarten.“

„Weßhalb darf ich Sie nicht begleiten?“

„Weil ich in Ihrer Gegenwart von Blidah nichts erfahren würde.“

„O,“ rief der Student, indem er die Fäuste ballte' „ich würde sie schon sprechen machen —“

Fulmen zuckte die Achseln.

„Lassen Sie mich nur machen,“ sagte sie, „und begnügen Sie sich einstweilen damit, mir eine nähere Auskunft zu geben.“

„Sprechen Sie?“

„In welchem Hause wohnt der Student?“

„Rue de l'Ecole Medecine Nr. 59.“

„Sein Name?“

„Emil Duport.“

„Gehen wir!“ sagte nun Fulmen. „Ich werde bei

meiner Wohnung absteigen und mein Wagen wird Sie Beide zurückführen."

Und gedankenvoll sagte die Tänzerin bei sich:

„O, die Intrigue wird dergestalt verworren, daß ich mich noch zwei Monate daran amüsiren kann. Ich bin rein dazu geboren, um das wirkliche Leben in einen Roman zu bringen!"

— — — — — — — — — — — —

Am Morgen des nächsten Tages, ungefähr gegen neun Uhr, wollte eben Armand, welcher die ganze Nacht kein Auge schließen konnte, sich einem leichten Schlummer hingeben, als ein Wagen, welcher vor seiner Wohnung hielt, ihn in demselben störte.

Einen Augenblick später trat der alte Job ein.

„Madame Fulmen wünscht Sie zu sprechen, mein Herr."

Der junge Mann sprang aus dem Bette, warf einen Schlafrock über sich und gab den Befehl, die Tänzerin einzuführen.

Diese erschien auch sogleich und hielt ihm die Hand entgegen.

Sie war bleich und ernsthaft und nahm an der Seite Armand's Platz.

„Haben Sie Blidah schon gesehen?" frug dieser sehr lebhaft.

„Nein," war ihre Antwort.

Und mit einer Handbewegung legte sie ihm Stillschweigen auf.

„Also sprechen wir!“ sagte sie.

„Ueber was denn?“ rief Armand im höchsten Grade erstaunt.

„Nun, um unsere Nachforschungen beginnen zu können, muß ich Sie auch ein wenig über die Vergangenheit befragen.“

„Gut.“

„Mein theurer Freund,“ sagte Fulmen, „sind Sie wohl auch bestimmt und fest überzeugt, daß sie keine Feinde haben?“

Armand war höchst erstaunt über diese Frage und murmelte vor sich hin:

„Feinde —?“

„Ja. Feinde, welche unversöhnlich sind und Sie selbst im Grabe noch verfolgen würden.“

„Ich kann keine haben,“ sagte er.

„Das ist dann seltsam!“

„Aber erklären Sie sich doch näher!“

„Warten Sie ein wenig. Also Sie haben gar keine Feinde?“

„Ich glaube nicht.“

Sie heftete einen forschenden Blick auf ihn.

„Und Ihr Vater?“

Armand erbebte.

Obgleich er niemals in die Geheimnisse der schrecklichen Existenz, welche der Oberst so lange führte, eingeweiht war, zögerte er dennoch mit der Antwort.

„Mein Vater ist der beste Mann!“ rief er endlich. „Was kann man ihm anhaben wollen?“

„Dann," sagte Fulmen, „sprechen wir weiter nichts mehr davon."

„Aber —"

„Fragen Sie nicht weiter und verschwenden Sie nicht unnütz Ihre Worte."

„Nun gut. — Also Sie konnten Blidah nicht entdecken?"

„Nein. Aber ich fand die Spur der Dame mit dem schwarzen Handschuh."

Armand stieß einen Freudenschrei aus.

„Sie hat Paris verlassen."

„Ah!"

„Und ist jetzt in der Normandie."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und der alte Job ließ einen Herrn eintreten, welchen Armand nicht vermuthet hatte.

Es war der Oberst Léon.

Dieser wechselte einen Blick des Einverständnisses mit der jungen Dame. Um diesen Blick zu erklären, müssen wir eine Begebenheit nachtragen, welche die Projekte Fulmeu's geändert hatte.

Fulmen hatte gelogen. Sie fand Blidah.

Es hatte sich nämlich Folgendes zugetragen:

Einundzwanzigstes Capitel.

Die Verhaftung.

Vier Stunden nach den unnützen Nachforschungen, welche Fulmen, Armand und Dulong in dem verödeten Hause des Platzes Estrapade anstellten, hielt ein Wagen in der Rue de l'Ecole Medecine vor dem Hause Nr. 59.

Es war ein Uhr Morgens.

Zwei Männer stiegen aus demselben und befahlen dem Kutscher zu warten.

Diese beiden waren von hohem Wuchse und mit einem großen Stocke bewaffnet.

Sie trugen einen langen, blauen, bis an's Knie zugeknöpften Ueberrock und ihr langer Schnur- sowie Spitzbart ließ in ihnen jene Polizei-Agenten erkennen, welche zwar keine Uniform tragen, aber über die öffentliche Ruhe in der Rue wachen und manches Mal selbst mit Verhaftungen betraut werden.

Sie läuteten.

Ungeachtet der vorgerückten Stunde wurde das Thor sogleich geöffnet.

Dieses Haus war von lauter Studenten bewohnt.

Die beiden Männer traten in die Vorhalle, in welcher sich das Zimmer der Hauseigenthümerin befand.

Diese war eine dicke Frau, welche noch Forderungen an das männliche Geschlecht zu machen schien, ihre Finger strotzten von Ringen und ihr Anzug ließ auf Wohlstand schließen.

Madame Bévoil — dieß ist der Name unserer neuen Bekannten — wollte sich eben zur Ruhe begeben. Denn alle ihre Miether waren schon in ihre Wohnungen zurückgekehrt, als plötzlich die Hausglocke in Bewegung gesetzt wurde.

Sie befahl auch sogleich, das Thor zu öffnen und trat erschrocken einen Schritt zurück, als sie die beiden Männer gewahr wurde.

„Madame," sagte der Eine, einen Finger auf den Mund legend, „seien Sie so gütig und hören Sie uns einen Augenblick ruhig an."

Madame Bèvoil trat erschrocken einige Schritte zurück und bot den schrecklichen Besuchern mit zitternder Hand einen Sessel an.

„Sie errathen wahrscheinlich, wer wir sind?" frug derjenige von den Beiden, welcher zuerst das Wort geführt hatte.

Die Dame bejahte dieß zitternd.

„Die Ehrbarkeit Ihres Hauses ist bekannnt," versetzte

Jener. „Deßhalb sahen wir uns veranlaßt, den unangenehmen Auftrag in der größten Stille auszuführen.“

„Mein Gott,“ murmelte Madame Bévoil, welche endlich den Gebrauch ihrer Zunge wieder erlangt hatte, „mein Haus ist ehrlich — meine Miether sind es ebenfalls; ich stehe für sie ebenso gut, wie für mich — und ich sehe aber nicht —“

„Verzeihen Sie, Madame!“ unterbrach sie strenge der Eine. „Ich habe Ihnen schon bemerkt, daß wir jeden Skandal vermeiden wollen, und es ist daher Ihre Pflicht, uns ohne Umschweife zu antworten.“

„O, mein Gott! mein Gott!“ seufzte die Dame erschrocken.

„Sind alle Ihre Miether in ihren Wohnungen?“ frug er jetzt.

„Ich weiß es nicht.“

„Hüten Sie sich, zu lügen.“

„Ja, meine Herren, es sind alle schon lange in ihren Wohnungen.“

„Ist nicht einer unter ihnen, der sich Emil Duport nennt?“

„Ja, mein Herr,“ murmelte die Hausfrau, „das ist der bravste junge Mann.“

„Hat er nicht heute eine junge Dame Namens Blidah bei sich?“

„Ah,“ rief die Hauseigenthümerin aus, deren Gesicht sich wieder zu erheitern begann, „wenn Sie dieses Weib suchen, so bin ich zufrieden.“

„Ja.“

Beide standen hierauf von ihren Sitzen auf und der Sprecher fuhr fort:

„Wollen Sie uns nicht zu dem Gemache des Herrn Emil Duport führen?"

Madame Bévoil nahm das Licht und zeigte ihnen den Weg.

Der Student, den man Emil Duport nannte, wohnte in der fünften Etage, in einer kleinen, aus zwei Zimmern bestehenden Wohnung.

Ein Lichtstrahl, der durch die Fugen der Thüre drang, zeigte den Polizeiagenten, sowie Madame Bévoil an, daß der Student noch wache.

In der That, dieser saß vor einem Tische und studirte sehr emsig, denn er hatte ein bevorstehendes Examen abzulegen.

In der Ecke des Kamins, in dem ein kleines Feuer brannte, saß eine Dame und las in einem Buche, dessen brauner Einband einen Roman anzeigte.

Emil Duport war ein junger Mann von zwanzig Jahren. Sein Gesicht war braun, seine Augen blau, mit einem Worte, er war ein hübscher Junge und rechtfertigte die Liebe einer Dame, wie Blidah war.

Was die Letztere anbelangt, so wollen wir einen kleinen Umriß von ihr entwerfen.

Blidah war eine junge Dame mit blonden Haaren, ihr Gesicht glich einer Rose mit großen, schwarzen Junoaugen, ihre Hände und Füße waren die eines Kindes; obwohl sie schon fünfunddreißig Jahre alt war, konnte man sie noch immer für fünfundzwanzig halten.

Madame Bévoil klopfte leise an die Thüre.

„Wer ist da?“ rief der Student, welcher meinte, daß ihn ein Nachbar besuchen wolle.

„Emil, öffne nicht,“ sagte Blidah, von einer Ahnung ergriffen.

„Ich bin es,“ murmelte Madame Bévoil mit leiser Stimme.

„Oeffne,“ sagte Blidah.

Der Student erhob sich und öffnete.

Aber entsetzt trat er einen Schritt zurück, als er hinter Madame Bévoil jene beiden ernsten Gestalten erblickte, welche er auch sogleich als Polizeiagenten erkannte.

Ehe er noch einen Schrei ausstoßen oder Blidah durch ein Zeichen von der Gefahr, die sie bedrohe, warnen konnte, hatte der eine der beiden nächtlichen Besucher Madame Bévoil bei Seite geschoben und war in das Zimmer eingetreten.

„Mein Herr, ich ersuche Sie, keinen Lärm zu machen denn es wäre unnütz. Im Uebrigen haben wir mit Ihnen nichts zu schaffen.“

Der rechtschaffenste Mann, dessen Gewissen das reinste ist, sieht dennoch mit einer gewissen Gemüthsbewegung die Diener des Gesetzes um Mitternacht bei sich eintreten.

Die Bewegung Duport's war so groß, daß er unbeweglich stehen blieb und die beiden Agenten mit offenem Munde anstarrte.

Blidah hatte sich beim Eintreten der beiden Männer von ihrem Sitze erhoben. Sie war leichenblaß und betrachtete dieselben mit Schrecken.

Derjenige, welcher die Rolle des Sprechers übernommen hatte, betrachtete sie nun von oben bis unten, und sagte dann:

„Sie heißen Louise Cachot und führen den Beinamen Blidah?"

„Ja," stammelte diese.

„Wir haben einen Wagen unten, wollen Sie die Güte haben und uns folgen."

„Ihnen folgen?"

„Ja."

„Weßhalb denn?"

„Das werden Sie schon sehen."

„Aber ich bin doch nicht strafbar, ich habe ja kein Verbrechen begangen."

„Ich ersuche Sie, ruhig zu sein," erwiederte der Mann mit dem großen Schnurbarte, „das wird sich jetzt Alles aufklären."

„Aber," rief nun Emil Duport, dem die Geistesgegenwart wieder zurückgekehrt war, „diese Dame ist bei mir und ich hafte für sie."

„Sehr schön, mein Herr, aber ich kann das nicht zugegeben. Machen Sie keinen Lärm, Sie verschlimmern doch damit nur das Uebel. Wenn das Fräulein unschuldig ist, so wird es sich ohnedieß bald zeigen."

„Aber wessen beschuldigt man mich denn?" rief sie, indem sie versuchte, sich von dem zweiten Agenten, der ihren Arm ergriffen hatte, loszureißen.

„Man wird es Ihnen schon sagen, kommen Sie nur mit," antwortete dieser.

Blidah wollte sich zur Wehre setzen und schrie, aber der eine Polizei-Agent fuhr fort:

„Wenn Sie Widerstand leisten, so werde ich durch das Fenster mehrere meiner Leute heraufrufen, welche Sie an Händen und Füß•n binden und im Falle, daß Sie schreien, Ihnen einen Knebel in den Mund stecken werden.“

„Nun gut,“ sagte sie, indem ihre Kaltblütigkeit wieder zurückkehrte, „thun Sie mir nur nicht Gewalt an, ich folge Ihnen.“

Mit diesen Worten reichte sie dem erstaunten Studenten ihre Hand und ließ sich von den beiden Polizeiagenten fortführen.

Diese stiegen mit ihr, indem sie jeder bei einem Arme hielt, die Stufen hinab, öffneten den Wagenschlag und nahmen mit ihr darin Platz.

Der Fiaker eilte davon.

Der eine der beiden Männer zog nun einen Dolch aus der Tasche.

„Hören Sie,“ sagte er, „wir sind keine Polizeiagenten, aber wir haben den Befehl, Sie an einen Ort zu führen, wo man von Ihnen Erklärungen verlangen wird. Hüten Sie sich, daß Sie zu schreien anfangen oder auch nur während des Fahrens Jemanden rufen, denn sonst würde dieser Dolch ihr Herz durchbohren.“

Blidah erbebte bei diesen Worten und schwieg.

Wohin führte man sie?

Es war ihr schwer, dies zu errathen, denn verschiedene Vermuthungen tauchten in ihrem Kopfe auf, während der

Wagen durch die Rue Mazarin fuhr und gegen den Quai rollte.

Ihr erster Gedanke war, daß der Graf Poiloff, ihr Herr und Meister, nach Paris zurückgekehrt und ihren Aufenthalt bei dem Studenten erfahren habe, und daß er deshalb eine russische Strafe über sie verhängen wolle.

Aber diese erste Vermuthung erschreckte sie nicht so sehr, als die zweite.

Sie dachte an Fulmen, mit welcher sie einen grausamen Scherz getrieben hatte, und deren Begegnung sie ängstlich vermeiden wollte. Ihretwegen mußte sie ihre Wohnung verlassen und sich zu dem Studenten flüchten.

Sie wußte, daß Fulmen ein Weib voll Energie und Entschlossenheit sei und glaubte nun fest, daß diese den kühnen Gedanken faßte, sich auf eine solche Art ihrer Person zu bemächtigen.

Dieser Glaube war durch den Umstand noch mehr gerechtfertigt, als sie sah, daß der Wagen wirklich die Richtung gegen die Wohnung der Tänzerin einschlug.

Der Fiaker eilte über den Quai, über den Platz de la Concorde, über die elysäischen Felder und erreichte endlich die Rue Marboeuf.

Blidah gedachte weder zu schreien, noch sich zur Wehre zu setzen, denn sie hatte die Drohung des Mannes mit dem Dolche im Ernste genommen.

Uebrigens waren auch alle Straßen verödet, und es war unmöglich, daß Jemand ihr zu Hülfe eilen konnte.

Der Wagen hielt vor dem Hotel Fulmen's.

„Steigen Sie aus," sagte der eine der vorgeblichen Agenten.

Blidah gehorchte.

Ihr Wächter nahm sie bei der Hand und führte sie in den ersten Stock in dasselbe Zimmer, in welches wir am Anfange unserer Erzählung sie zum ersten Male trafen.

Fulmen erwartete ihre Gefangene.

Sie war nachlässig auf ein Sofa ausgestreckt; als sie Blidah eintreten sah, lächelte sie.

„Gestehe, meine Theure, daß ich ausgezeichnete Diener habe. Sie haben ihre Rolle vortrefflich gespielt."

Bei diesen Worten lachte Fulmen laut auf, aber Blidah blieb auf der Schwelle der Thür mit wüthendem Blick stehen.

„Wenn Du einen Scherz mit mir treiben wolltest," sagte sie zornig, „so zeigt derselbe von einem sehr schlechten Geschmack."

„Bah!"

Mit einer Geberde ihrer Hand verabschiedete sie die verkappten Agenten.

Dann sah sie ihre Freundin an.

Der Blick, den sie auf die Maitresse des Grafen Poiloff richtete, war so tief, daß diese sich bis in's Innerste ihres Herzens beengt fühlte.

„Meine Theure," sagte sie, „in Geschäftssachen scherze ich nie."

„Du hast also in Geschäften mit mir zu sprechen?"

„Ja, und zwar in sehr ernsten."

Blidah erbleichte.

„Aber Du hättest mir schreiben können.“

„Meine Kleine,“ unterbrach sie Fulmen ungestüm, „wir haben nicht die Zeit, mit Worten uns herumzubalgen, es handelt sich um Dich, Du bist in einer Todesgefahr.“

Bei diesen Worten machte Blidah einen Sprung bis zur Thür zurück.

Aber Fulmen erhob sich und ging langsam auf sie zu.

„Höre mich gut an,“ sagte sie. „Ich habe im Hotel sechs Diener. Alle sind mir treu und würden ihr Leben für mich hingeben. Die Thüren sind verschlossen und Du wirst nur auf mein Wort von hier fortgehen.“

„Aber,“ rief Blidah zitternd und bleich, „was willst Du von mir? Was habe ich Dir gethan?“

Fulmen nahm vom Kamin einen Dolch und kehrte zu ihrer Gefangenen zurück.

Diese wollte zurückweichen, aber die Mauer hinderte sie daran.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Liebe der Mutter.

Fulmen legte ihre schöne Hand, dessen feine und zarte Haut Eisenmuskeln bargen, auf die Schulter ihrer ängstlichen Freundin.

„Wenn Du nicht vernünftig bist," sagte sie, „so stoße ich Dir dieses Spielzeug drei Zoll in die Kehle, dann lasse ich Dich in einen Wagen bringen und auf den Platz de la Concorde führen. Dann eile ich in einer Postkutsche nach Calais, von da nach London, ehe man noch von Deinem Tode Kenntniß erlangt hat."

„Aber," stotterte Blidah, „was habe ich Dir denn gethan? Was willst Du von mir?"

„Du sollst es sogleich erfahren. Gestern hast Du mir einen Streich gespielt und mir falsche Berichte über die geheimnißvolle Dame mit dem schwarzen Handschuh gemacht. Du

hast Dich also auf meine Kosten belustigt. Entweder Du gestehst Alles — oder —"

Und Fulmen erhob ihren Dolch; — aber sonderbar — anstatt zu bitten und um Gnade zu flehen, richtete sich Blidah stolz in die Höhe und sagte:

„Wenn Du mich tödten willst, so thue es. Aber ich werde nichts gestehen, denn es handelt sich um das Leben meines Kindes."

Der erhobene Arm Fulmen's senkte sich.

„Deines Kindes?" rief sie erstaunt.

„Ja," sagte Blidah, „Du weißt, daß ich einen Sohn von zehn Jahren habe."

„Nun?"

„Nun, man hat mir meinen Sohn entführt. Man hat mich hernach gezwungen, Leuten, die ich nicht kenne, zu dienen, deren Geheimnisse mir nun bekannt sind; wenn aber ein Wort meinen Lippen entfährt, wenn ich erzähle, was ich weiß, so werden sie mein Kind tödten."

Blidah sprach diese Worte mit so aufrichtigem Tone, daß Fulmen an der Wahrheit derselben nicht zweifeln konnte. In dem Tone ihrer Stimme lag der mütterliche Instinkt, welcher sie in diesem Augenblicke beherrschte, und der über ihre gefährliche Lage den Sieg davontrug.

Fulmen zog sie auf das Sofa, legte ihre Hand auf ihre Schulter, erhob den Dolch und sagte:

„Du willst mich foppen. Dein Tod ist gewiß!"

Sie richtete die Spitze des Dolches gegen die Kehle Blidah's.

„Sie werden dann mein Kind nicht tödten," murmelte

die Arme, deren Gesicht von einem Lächeln, in welchem die Liebe für ihren Sohn sich kundgab, strahlte.

„Nun,“ sagte Fulmen, „erkläre mir — kannst Du gar nichts sagen?“

„Ja,“ sagte Blidah, „eine einzige Sache.“

„Also!“

„Herr Armand liebt die Dame mit dem schwarzen Handschuh. Nicht wahr?“

„Er ist närrisch in sie verliebt.“

„Du liebst aber Armand?“

„Mit Wahnsinn.“

„Du wünschest ihm kein Unglück, nicht wahr?“

„Bist Du dumm?“ murmelte Fulmen.

„Nun,“ rief Blidah schnell, „höre, ich will Dir einen Rath geben. Wenn Du ihn liebst, wenn Du auf ihn die geringste Herrschaft ausübst, so gebrauche sie; lasse ihn morgen in den Wagen steigen, führe ihn weg von Paris, an das Ende der Welt, wenn es sein muß, laß ihn den Namen ändern, im Nothfalle —“

„Aber weshalb?“

„Damit er nie mehr diese verhängnißvolle Frau zu sehen trachte, denn Du weißt nicht, wohin eine solche Liebe führt.“

„Wohin führt sie ihn denn?“ frug Fulmen, von dem Tone der Stimme, den Geberden und den Worten Blidah's erschreckt.

„Zum Tode.“

Fulmen erbebte.

Ein momentanes Schweigen entstand im Gemache,

die Worte Blidah's hatten auf Fulmen einen solchen Eindruck gemacht, daß diese begriff, daß ihr keine Gefahr mehr drohe.

„Ja," fügte sie hinzu, „wenn Armand seines Lebens überdrüssig ist, wenn er ein so geheimnißvolles und tragisches Ende nehmen will, welches die Menschen dem Zufalle beimessen, so möge er ihr nur folgen, und den Schleier, mit dem sie sich so sorgfältig umgiebt, zu lüften trachten.

„Wer weiß selbst, — und ich habe die Gewißheit darüber — ob sie ihn nicht sucht und nicht schon seinen Tod beschlossen hat."

Während Blidah so sprach, dachte Fulmen in ihrem Innern:

„Es ist offenbar, daß Blidah mir nichts weiter sagen wird, wenn das, was sie bis jetzt enthüllte, nicht alles ist, was sie weiß."

Mit diesem Gedanken warf sie den Dolch von sich und sagte laut:

„Verzeihe mir, daß ich Dir solche Angst einflößte, armes Mädchen. Ich gebe Dir mein Wort, daß Armand fortreisen wird, ohne selbst die Ursache seiner Abreise zu wissen. Er hat noch die Ueberzeugung, daß ich Dich bisher nicht auffinden konnte. Meine Leute werden Dich in die Straße der Medizinischen Schule zurückführen, und Du mußt Deinem Studenten sagen, daß Du das Opfer einer Anklage wurdest."

„Gut. Aber wie erfuhrst Du meinen Aufenthalt?"

„Ich brachte Deine Kammerfrau zum Schwatzen."

Die Tänzerin war klug. Sie erachtete es für unnütz,

den Namen Friedrich Dulong in diese Affaire hineinzumengen. Es konnte sein, daß ihre Freundin über die verhängnißvolle Unbekannte sehr viel wußte und vielleicht doch das Abenteuer ihres ehemaligen Anbeters ignorirte, es wäre daher unklug gewesen, sich in ihren Augen zu sehr unterrichtet zu zeigen.

„Nun,“ sagte sie, „nimm Deinen Shawl und kehre nach Hause zurück.“

Blidah ließ diese Aufforderung nicht zweimal an sich ergehen.

Fulmen könnte doch noch ihre Meinung ändern, und dann erblickte sie stets den Dolch vor ihren Augen.

Sie reichte ihr die Hand und eilte eiligen Schrittes hinaus.

„Welche Angst hat sie ausgestanden!“ dachte Fulmen, während sie läutete und den Befehl gab, ihr bestes Pferd auszuspannen, um Blidah in die Straße der medizinischen Schule wieder zurückzubringen.

— — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Sobald die junge Frau allein blieb, fiel sie wieder in ihre Gedanken zurück.

„Mein Ehrenwort,“ murmelte sie, ihr hübsches Füßchen auf einen eleganten Schemel stellend, „wenn man bedenkt, daß ich mich seit acht Tagen schrecklich langweilte, und selbst schon die Heirat ohne Erbleichen ansah, so fühle ich mich jetzt ganz belebt. Ich befinde mich inmitten eines schönen Romans.

„Oh," fuhr sie fort, „solche Sachen können nur in Paris geschehen."

Und das romantische Mädchen hatte, ungeachtet aller dieser geheimnißvollen Gefahren, welche den Mann, den sie liebte, bedrohten, ein Lächeln des Teufels auf den Lippen.

„Unterdessen," sagte sie, „ziehen wir alles zusammen, und da ich nun eine Rolle bei diesem Melodrama erhalten habe, so will ich auch die erste Person in demselben sein.

„Machen wir vor allem einen Auszug."

Fulmen stützte das Kinn auf ihre Hand und fuhr, in tiefe Gedanken versunken, fort:

„Also die Handlung spielt in Paris.

„Die hauptsächlichsten Personen sind: ein erster Liebhaber, Namens Armand, eine große, erste Frauenrolle von Fulmen, ein Komiker, den guten Mann von einem Zukunftsbader, der sich prügeln und die Augen verbinden läßt, ein geheimnißvolles Weib, die Dame mit dem schwarzen Handschuh, einige Nebenpersonen, wie Blidah, Moriz, Stephan u. s. w.

„Beim Aufziehen des Vorhanges langweilt sich Fulmen und sucht eine romantische Liebe auf. Sie wollte einem jungen Mann ihr Herz schenken, welcher aber eine andere liebte. Dieser Mann ist Armand. Er ist in die Dame mit dem schwarzen Handschuh verliebt. Diese ist ein unauffindbares, unergreifliches Wesen.

„Anstatt zu kämpfen, und ihre Rivalin zu zerschmettern, will sie alle Hindernisse, die sich den Verliebten in den Weg stellen, beseitigen und ihn vor allem glücklich machen. Wenn ich das erzielt habe, so ist Armand mein. — Ein

glücklicher Mann wird bald seines Glückes überdrüssig und dann ist er gefangen.

„Zweites Bild:

„Fulmen hat die Dame mit dem schwarzen Handschuh entdeckt, sie giebt Armand die Mittel an die Hand, sich ihr zu nähern u. s. w.

„Drittes Bild:

„Die Intrigue wird immer verwickelter. Blidah gesteht, daß ihr Sohn, welcher sich in den Händen von Unbekannten befindet, getödtet wird, wenn sie etwas von dem Geheimnisse ausplaudert.

„Sie erklärt ferner, daß Armand einer Todesgefahr entgegengehe, wenn er fortfährt, dieses Weib zu lieben. Die Dame mit dem schwarzen Handschuh, welche ihn zu fliehen scheint, soll gewisse Absichten mit ihm vorhaben.

„Das ist das Ende des dritten Bildes.

„Nun,“ fuhr sie fort, einen Blick in den Spiegel werfend, „nun soll man sagen, daß ich das Theater nicht genug kenne. Der Zufall übt sein Handwerk aus und macht aus uns Helden eines Drama's.

„Fahren wir weiter fort:

„Viertes Bild:

„Fulmen ist allein und richtet folgende Worte an sich:

„Es ist augenscheinlich, daß Blidah mit der schwarzbehandschuhten, verhängnißvollen Dame im Einvernehmen steht, es ist ferner augenscheinlich, daß letztere nicht ohne Ursache die Welt durcheilt, ihr Porträt in fremden Zimmern aufhängen läßt und dieses dann wieder entfernt.

„Dieses Weib ist die Feindin Armand's.

„Warum?

„Das weiß sie nur allein. Aber ein anderes Weib hat geschworen, es zu erfahren, und wird es auch sicher erfahren.

„An dem Tage, an welchem die Dame mit dem schwarzen Handschuh sich als unversöhnliche Feindin Armand's erklärte, hat Fulmen, welche letzteren von Herzen liebt, dieser den Krieg erklärt.

„Der Kampf wird sich also zwischen zwei Frauen entspinnen.

„Meine Herren und Damen," rief sie lachend, „das Stück hat noch eine Masse anderer Aufzüge, aber diese sind noch nicht gemacht."

Fulmen verfiel in ihre Träumereien zurück.

Als die ersten Strahlen der Morgenröthe durch das Fenster fielen, erhob sie sich und klingelte.

Nachdem sie ein Bad genommen hatte, ließ sie sich ankleiden und verlangte ihren Wagen.

„Oh," dachte die Zimmerfrau, indem sie den Befehl dem Kutscher überbrachte, „es geht hier etwas ganz besonderes vor, ich glaube, die Frau ist in den kleinen Herrn Armand verliebt, denn sonst würde sie noch nicht um sieben Uhr Morgens schon ausfahren."

Zehn Minuten später befand sich die Tänzerin im Wagen und ließ sich nach Passy in die Rue de la Pompe führen.

Das Coupé hielt vor einem kleinen Hause, welches sich zwischen dem Hofe und den Garten befand.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Oberst Léon.

Fulmen sprang aus dem Wagen und läutete.

Eine dicke Dienerin, deren schwarzes Kopftuch sogleich die deutsche Abkunft verrieth, öffnete, und war nicht wenig erstaunt, ein junges und hübsches Weib, in einen englischen Shawl gehüllt, vor sich zu erblicken.

„Wohnt hier der Herr Oberst Léon?“ frug Fulmen.

„Ja.“

„Ist er schon auf?“

„Ja.“

Fulmen trat in den Hof, indem sie sich wenig um das Erstaunen kümmerte, welches ihr Erscheinen bei der Dienerin hervorbrachte.

„Will mir die gnädige Frau ihren Namen sagen?“

„Das ist unnütz.“

„Aber —“

„Sagen Sie dem Obersten, daß eine Freundin seines Sohnes ihn sprechen will.“

Diese Worte schnitten jedes weitere Fragen seitens der Dienerin ab.

Sie führte Fulmen in einen kleinen Salon des Erdgeschosses und bat sie, zu warten.

Zwei Minuten später sah Fulmen die Thüre sich öffnen und den Obersten eintreten.

Diejenigen, welche vor vier oder fünf Jahren diesen tapfern Krieger der großen Armee, mit seinen schwarzen Haaren, seinen feurigen Augen und seinem ernsten Gesicht, von welchem jede Linie einen eisernen Willen verrieth, sahen, hätten ihn kaum mehr erkannt.

Der Oberst war nun alt, mit weißen, spärlichen Haaren am Kopfe, sein Körper war gebeugt — sein Blick erloschen.

War es das Alter? Waren es Gewissensbisse, die in ihm diese Veränderung hervorbrachten?

Gott allein wußte es.

Er grüßte Fulmen und reichte ihr einen Fauteuil.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“ sagte er artig.

„Ich heiße Fulmen, mein Herr,“ entgegnete die junge Dame, die Augen bescheiden zu Boden senkend, „und bin Tänzerin im Operntheater.“

„Und Sie kommen von meinem Sohne?“ frug der Alte, dessen Gesicht bei dem letzten Worte vor Freude und Stolz leuchtete.

Dieser Mann, welcher sein ganzes Leben die andern

Menschen gehaßt, verachtet und verfolgt, welcher mit der Ehre und dem Leben Anderer gespielt hatte, erzitterte bei dem Namen seines Sohnes.

„Das heißt, ich komme wohl, um von ihm zu sprechen," ergänzte Fulmen.

„Mein Gott," murmelte der Oberst erbleichend, „ist er krank? Hat er sich geschlagen und ist er verwundet?"

„Oh, beruhigen Sie sich, er befindet sich vortrefflich."

„Ah, Sie haben mir Furcht gemacht."

Und mit bewegter Stimme fügte er hinzu:

„Das theure Kind! Nun sind es drei Tage, daß er mich nicht besuchte! Oh, ich zürne ihm deshalb nicht! Ich bin alt! Er langweilt sich mit mir! Und dann hat mir Job mitgetheilt —"

Der Oberst schwieg und sah Fulmen lächelnd an.

„Was hat er Ihnen mitgetheilt?"

„Daß er verliebt wäre — vielleicht in Sie — Sie sind ja so schön und scheinen sehr gut zu sein, Sie werden ihn glücklich machen, nicht wahr?"

Fulmen machte mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung und sagte lächelnd:

„Nein, er ist nicht in mich verliebt — und dennoch — o, warten Sie, Oberst," fügte sie mit edler Freimüthigkeit hinzu, welche das Herz des Alten bewegte, „ich kann es Ihnen anvertrauen, denn Sie sind sein Vater. Ich liebe ihn!"

„Und er belohnt Sie nicht mit Gegenliebe?"

„Nein."

„Er ist also blind," murmelte der Greis, Fulmen wohlgefällig betrachtend.

„O," sagte sie, „seien Sie ruhig, er wird mich eines Tages lieben. Ich habe mir das in meinen Kopf gesetzt, und wenn ich etwas will —"

Sie legte in diese Worte einen Eigensinn, der dem Obersten ein Lächeln entlockte.

Dann fuhr sie fort:

„Ich komme, um über ihn zu sprechen, denn wir beide sind diejenigen Wesen, welche ihn am meisten auf der Welt lieben."

„Meinen Dank!" sagte der Alte, mit Rührung ihre Hand drückend.

„Und hernach," fuhr sie fort, „droht ihm auch eine Gefahr —"

„Eine Gefahr?" frug der Oberst erbleichend.

„Beruhigen Sie sich, Oberst, wir können derselben zuvorkommen."

„O, sprechen Sie, sprechen Sie schnell!"

„Oberst," sagte die junge Dame, „kennen Sie keine Feinde Armand's?"

„Feinde? Wäre es möglich? Er ist so gut, so edel! Mein liebes Kind!"

„Dann haben Sie Feinde!"

Diese Worte brachten bei dem Obersten ein Zittern hervor.

Seine Vergangenheit zog in diesem Augenblicke an seinem Geiste vorüber.

„Vielleicht," murmelte er.

„Nun, hören Sie mich an."

Fulmen erzählte dem zitternden Obersten die Liebe sei-

nes Sohnes zu der geheimnißvollen Dame mit dem schwarzen Handschuh, sowie die Begebenheiten, die sich in den beiden letzten Tagen zugetragen.

Der Oberst hörte ihr aufmerksam zu.

Als sie geendigt hatte, erhob er sich mit der Kraft eines Jünglings und sein Auge glühte vor Zorn und Entschlossenheit.

„Ah," rief er aus, „wenn es Jemand nur im Geringsten wagen würde, meinem Kinde zu schaden, ich würde mich grausam an ihm rächen!"

„Hören Sie nun," sagte die Tänzerin, „um was ich Sie bitte."

„Nun?"

„Schützen Sie eine Reise vor, eine jener Geschäftsreisen, die sich nicht verschieben lassen, und bei welcher die Gegenwart Armand's nöthig ist. Reisen Sie noch diesen Abend fort. Führen Sie ihn mit sich von Paris, entweder in die Normandie oder nach der Bretagne, wohin Sie wollen, und ich hoffe während dieser Zeit die verhängnißvolle Dame entlarvt zu haben."

Fulmen erhob sich.

„Ich gehe nun zu Armand," sagte sie. „Sie werden in kurzer Zeit nachkommen. Wir haben uns aber nie gesehen und der Zufall führt uns zusammen. Und Sie werden dann Armand bitten, Sie in die Normandie zu begleiten, nicht wahr?"

„Ja," sagte der Oberst. „Ich habe ohnedieß ein kleines Gut einige Meilen von Havre entfernt."

„Sehr gut," sagte Fulmen. „In diesem Falle werde ich Armand vorbereiten, Ihnen zu folgen."

— — — — — — — — — — — —

Wir wissen nun, weßhalb Fulmen zu Armand sagte, daß sie Blidah nicht gefunden habe, sowie uns auch fernerhin der Blick, den sie mit Léon bei dessen Eintritt in's Zimmer wechselte, erklärlich ist.

„Mein theures Kind," sagte der Oberst zu seinem Sohne, „kannst Du acht Tage Deinem alten Vater schenken, welcher Dich nie um die Verwendung Deiner Zeit befragt hat? Du sollst mich in die Normandie begleiten. Es betrifft Dein Vermögen."

Armand zögerte und betrachtete Fulmen.

Diese neigte sich zu ihm hin und sagte ihm ganz leise in's Ohr:

„Reisen Sie! Wenn Sie dann wieder kommen, habe ich die Dame mit dem schwarzen Handschuh schon gefunden und das Räthsel ist gelöst."

Armand war entschlossen, Paris zu verlassen.

— — — — — — — — — — — —

An demselben Tage, an welchen der Oberst und sein Sohn Paris verließen, sagte Fulmen zu sich:

„Nun habe ich für Armand nichts mehr zu fürchten. Ich kann mich jetzt erinnern, daß mein Name Fulmen *) ist und werde der unheilstiftenden Dame erklären, was dieser Name sagen will."

*) Blitz.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Entdeckung.

In einer Geschichte wie diese, welche wir getreulich erzählen, ist der Leser theils durch die vielen Personen, theils durch die Schnelligkeit, mit welcher die einzelnen Begebenheiten aufeinander folgen, gezwungen, von einem Orte zum andern zu wandern.

Nachdem wir also die Dame mit dem schwarzen Handschuh in dem Schlosse Ruvigny mit dem Major Arleff und dem Kapitän Hektor Lemblin gelassen hatten, kehrten wir zu dem armen Helden Armand Léon zurück, welcher bei Fulmen auf einem Divan eingeschlafen war.

Nun verlassen wir diesen wieder und kehren auf das Schloß Ruvigny zurück.

Der Major Arleff erhob sich also und bat Hektor Lemblin, ihn in das Zimmer zu führen, in welcher die Kassette des Generals sich befinden sollte.

Wir werden uns auch noch erinnern, daß der Kapitän bei diesem Vorschlage eine lebhafte Gemüthsbewegung an den Tag legte.

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh und der Major wechselten einen Blick.

Der Kapitän sah auf den Boden.

„Ich verstehe," sagte der Major, sich demselben nähernd und ihn beim Arme ergreifend, „daß dies traurige Erinnerungen in Ihnen erweckt —"

„Kommen Sie," unterbrach ihn schnell der Kapitän, welchem die Furcht, sich verrathen zu haben, schnell Muth einflößte.

Er erhob sich und nahm das Licht.

„Germain," sagte er zu seinem Diener, „Du wirst uns begleiten."

Germain hatte den Bund Schlüssel, welcher den Händen des Kapitäns entfallen war, als er in das Sterbezimmer seiner Frau treten wollte, aufgerafft.

Er eilte nun den Gästen voraus und zeigte ihnen den Weg.

Hinter ihm ging schweigsam und niedergeschlagen der Kapitän.

Dann folgte die Dame mit dem schwarzen Handschuh auf den Arm ihres alten Gefährten gestützt.

Diese vier Personen verließen den Speisesaal, eilten die Stiege hinauf und gingen durch den Korridor, der die beiden Flügel des Schlosses miteinander verband.

Die drei Minuten, welche während dieser Zeit vergingen, schienen Lemblin unendlich lange zu dauern.

Seine Füße wankten unter ihm, seine Stirne war in Schweiß gebadet.

Bei jeder Stufe der Stiege, die er hinanstieg, schien er umzusinken.

Germain wendete sich um und sagte leise zum Major, jedoch in solcher Weise, daß ihn auch der Kapitän hören konnte.

„Mein armer Herr. Das Andenken an seine verstorbene Frau versetzt ihn in diesen Zustand.“

Diese Worte schienen dem Kapitän wieder neuen Muth zu geben.

Er ging weiter, aber seine Bewegung verdoppelte sich im Korridor.

Mehrmals mußte er sich an die Mauer lehnen, um nicht zu fallen.

Als Germain dies sah, eilte er zu ihm und gab ihm den Arm.

Der Major und seine Begleiterin folgten und fuhren fort, sich fremde und geheimnißvolle Blicke zuzuwerfen, welche den Kapitän bis in sein Innerstes erschüttert hätten, wenn er dieselben gewahr worden wäre.

Aber der Kapitän eilte mit gesenktem Haupte vorwärts und schien vergessen zu haben, daß man ihm folge, denn seine Erregung war groß.

Germain erreichte die Thüre des Korridors.

„Also hier,“ sagte er, während der Kapitän einer Ohnmacht nahe war.

„Also hier —“

In diesen Worten lag der schreckliche Inhalt eines ganzen Dramas.

„Ja, es ist hier," wiederholte der Kapitän mit dumpfer Stimme.

In den von Germain ausgesprochenen Worten lag eine finstere Ironie, es schien die Stimme des Verbrechers zu sein, welcher zu seinem Helfer ohne Gewissensbisse sagte:

„Hier haben wir mitsammen getödtet!"

In der Stimme des Kapitäns, indem er die Worte: „es ist hier" aussprach, schien der Schrecken der Gewissensbisse zu liegen.

Germain suchte unter den übrigen Schlüsseln nun denjenigen, welcher dieses Zimmer öffnete, ohne Zögern steckte er ihn in's Schloß, öffnete die Thür und trat in's Gemach.

Er warf einen Blick auf seinen Herrn.

Dieser schien ruhig und fest, wie ein Mensch, der sich keiner Schuld bewußt ist. Aber die Blässe seines Gesichtes, seiner verzogenen Lippen, der Schweiß, der auf seiner Stirne perlte und in großen Tropfen auf sein Gesicht herabfiel, zeigten von dem Kampfe, der in seinem Innern tobte.

Hinter dem Kapitän schritt der Major mit seiner Gefährtin, ernst, schweigsam, traurig, wie der Richter, welcher nach dem Schmerze des Verdammens auch der Strafe beiwohnen muß.

Der Kapitän hatte die Kraft, nach Germain in das Zimmer einzutreten, aber sein Muth war gebrochen, er mußte sich an die Lehne eines Sessels halten. Die Dame und Arleff traten zuletzt ein.

Das Zimmer der verstorbenen Baronin Martha von

Ruvigny, in zweiter Ehe mit dem Kapitän Hektor Lemblin vermält, war sehr groß. Durch den finstern und strengen Anblick, den es darbot, schien es das blutige Drama anzuzeigen, welches innerhalb seiner vier Mauern stattgefunden.

Ein großes Bett aus Eichenholz, mit gewundenen Säulen und grünen seidenen Vorhängen, befand sich an der Mauer, in der dunkelsten Ecke des ganzen Gemaches.

Die Spiegel waren mit einem Tuche verhüllt. Das von der Decke entblößte Bett schien den Eindruck des Leichnams Martha's beibehalten zu haben, und die Unordnung an den Tapeten schien einen heftigen Kampf anzuzeigen.

Der Kapitän blieb lange auf die Lehne des Fauteuils gestützt unbeweglich stehen.

Seine Kraft hatte ihn verlassen und er zitterte an allen Gliedern.

„Mein Herr," sagte zu ihm der Major, welcher mit den Leiden des Kapitäns, die ebenso sehr von Gewissensbissen, als vom wirklichen Schmerze herrühren konnten, Mitleid hatte, „verzeihen Sie, daß wir die Ursache sind, so grausame Erinnerungen in Ihre Seele zurückrufen zu müssen."

Der Kapitän schwieg.

Er schien in eine tiefe Träumerei versunken.

Der Major fuhr fort:

„Glücklicher Weise hatte der Brief des Generals den Ort, an welchem sich die Kassette befindet, genügsam gezeigt."

„Herr Graf," wendete Germain ein, während der Kapitän ein tiefes Schweigen beobachtete, und seinen verwirrten Blick starr auf das Bett richtete, „der Herr Graf hat

nicht gedacht, daß man zu diesen Nachforschungen Werkzeuge benöthigte.

„Das ist richtig," sagte der Major.

„Ich will einen Diener des Schlosses rufen, damit er Hammer und Stemmeisen bringe."

Bei diesen Worten erwachte der Kapitän aus seinen Träumereien.

„Nein! nein! Ich will nicht — ich will nicht, daß man hier eintrete. Germain, geh' Du selbst."

Sobald Germain das Gemach verlassen hatte, wendete sich der Kapitän, mit Thränen in den Augen, zu seinen Gästen und sagte:

„Verzeihen Sie mir, ich liebte sie so sehr."

Der Major und die Dame mit dem schwarzen Handschuh verneigten sich schweigsam, indem ihre Mienen auszudrücken schienen:

„Oh, wir verstehen wohl, was Sie leiden."

Germain kam mit den Werkzeugen zurück.

„Schließe die Thüre, damit Niemand eintrete!" murmelte der Kapitän mit schwacher Stimme.

Dieser vollführte den Befehl, dann wandte er sich zu dem Major:

„Was soll ich machen?" frug er.

Dieser sah Hektor an.

„Nach dem Briefe des Generals," sagte er, „soll sich das Kästchen unter dem Bette, vier Fuß von der Mauer entfernt, befinden."

„Das ist möglich," stotterte der Kapitän.

„Man muß also das Bett wegrücken."

Und der Major machte ein Zeichen.

Germain legte seine Werkzeuge auf einen Sessel und wollte das Bett wegrücken.

Aber ein Theil der Tapete, welcher die Mauer bedeckte, fand sich unter dem Fuße des Bettes eingeklammert, riß ab und ließ in der Mauer eine tiefe Oeffnung sehen.

Der Kapitän stieß einen Schrei aus — einen schrecklichen Schrei, — den Schrei des Verdammten, welcher das Schaffot vor sich erblickt, den Schrei des Mörders, den man auf seiner That ertappt.

Die drei Personen, welche sich bei ihm befanden, sahen ihn plötzlich auf den Boden des Zimmers niederfallen.

Germain eilte hinzu, um ihn zu erheben, die Dame mit dem schwarzen Handschuh beugte sich gleichfalls zu ihm nieder.

„Ist er todt?“ frug der Major.

„Nein,“ sagte sie, den Kopf erhebend, „er ist nur ohnmächtig.“

„Noch eine Gemüthsbewegung dieser Art,“ murmelte der Graf Arleff, „und — er ist todt.“

„Oh,“ sagte die Dame, während jenes Lächeln, das oft selbst die Muthigsten erzittern machte, auf ihre Lippen trat, „das wäre noch zu früh.“

Während Germain seinen Herrn vom Boden erhob, um ihn hinauszutragen, richtete die Dame ihre Blicke nach jener Oeffnung.

„Sehen Sie!“ sagte sie.

Sie zeigte auf den blutigen Eindruck einer Hand — gewiß der Hand Martha's.

„Ah," sagte der Major, „ich verstehe."

„Man sage nun," murmelte die Dame mit langsamer, feierlicher Stimme, „daß Gott nicht lebt!"

— — — — — — — — — — — —

Germain trug seinen ohnmächtigen Herrn auf sein Zimmer.

Er legte ihn auf sein Bett, betrachtete dann den Major, welcher ihm gefolgt war, und schien diesen mit einem Blicke zu befragen, was er nun zu thun habe.

„Es ist unnütz," sagte dieser, „einen Arzt zu rufen. Dein Herr wird sich schon von selbst aus seiner Betäubung erholen."

„Germain," sagte die Dame, „kehren Sie in das Zimmer des Verbrechens zurück und trachten Sie den blutigen Eindruck der Hand wegzuwaschen."

„Ja, Madame," erwiederte der Diener mit einer Unterwürfigkeit, welche die despotische Herrschaft bezeugte, die diese Dame, die er heute zum ersten Male sah, auf ihn ausübte.

„Der Kapitän darf nicht einmal ahnen, daß wir diesen blutigen Fleck gesehen haben," fuhr sie fort. „Er muß glauben, daß ihn der Schwindel befallen habe und nur seine Gewissensbisse allein sollen ihm den Beweis seines großen Verbrechens zeigen."

Germain ging.

Die junge Dame setzte sich zu dem ohnmächtigen Kapitän hin.

„Nun,“ fuhr sie fort, „man muß diesen Mann sorgfältig pflegen, er muß wieder leben, er muß mich lieben.“

„Ah,“ murmelte ihr Begleiter, „er hat schon genugsam gelitten.“

„Glauben Sie nicht, daß der General Ruvigny in seiner letzten Stunde nicht auch gelitten hat, indem er an den Verrath seiner Frau dachte?

„Glauben Sie, daß Martha gestorben sei, ohne einen schrecklichen Todeskampf ausgestanden zu haben?“ frug die Dame ironisch.

Der Major neigte den Kopf und schwieg.

„O,“ fuhr sie fort, „es ist nicht genug, diesen Menschen zu tödten, er muß nach jener unsinnigen und unheilvollen Liebe streben, welche Gott mir die unselige Macht gab einzuflößen, nach dieser Liebe des Verdammten, von welcher Dante sagt: Lasciate ogni speranza.“

„Sie sind unversöhnlich, wie das Schicksal!“ murmelte Graf Arleff.

„Ach,“ fuhr sie fort, „seit fünf Jahren werde ich stets durch einen Schatten, der Rache von mir fordert, verfolgt. Tag und Nacht beunruhigt mich derselbe. Seit fünf Jahren ist der Tod in meinem Herzen und dieser ist meine einzige Liebe.“

— — — — — — — — — — — —

Als der Kapitän aus seiner langen Betäubung erwachte, befand er sich im Bette und in demjenigen Zimmer, welches er im verflossenen Jahre bewohnte.

Ein Halbdunkel herrschte im Gemache, welches durch eine Lampe matt erhellt wurde.

Es war drei Uhr Morgens.

„Wo bin ich?“ war seine erste Frage.

Dann gewöhnte er sich allmälig an die Dunkelheit und er erkannte, daß er sich im Schlosse Ruvigny befand.

Aber wie kam er hieher?

Die schreckliche Unruhe, in welcher er sich seit einigen Stunden befand, verbunden mit der Ohnmacht, die dieser folgte, hatte dergestalt seine Ideen verwirrt, daß das Gedächtniß ihm über sein Hiersein keine Aufklärung geben konnte.

Er erinnerte sich nicht der Motive, die ihn von Paris entfernten, ja, er frug sich selbst, ob er das Schloß Ruvigny jemals verlassen hatte.

Es entstand in seinem Gehirne eine Lücke — die Lücke eines Jahres, und sein Gedächtniß trug ihn in die Zeit zurück, in welcher er das alte normannische Schloß mit Martha von Chatenay, seiner Frau, bewohnte.

Für ihn war Martha in diesem Augenblicke lebend, und er erinnerte sich an keine Begebenheit, welche sich während eines Jahres zugetragen.

Er meinte, sich gestern Abends niedergelegt zu haben, indem er von einem langen Spaziergange, den er am Ufer des Meeres machte, zurückgekehrt sei.

Aber diese Illusion verschwand mit der Schnelligkeit eines Blitzes und seine Gedanken kehrteu nach und nach wieder zurück.

Er dachte, daß Martha todt sei — und alle Einzelnheiten jenes geheimnißvollen Dramas, welches Gott, ihm und

Germain bekannt war, kehrten in sein Gedächtniß zurück und erfüllten ihn mit Schrecken.

Aber er wußte noch nicht, weßhalb er sich in diesem Zimmer des Schlosses Ruvigny befinde, welches er vor einem Jahre verlassen hatte.

Während er noch nachdachte, wie er hieher kam, sah er in einer Ecke des Gemaches, in der Nähe des Kamins, einen Schatten.

Dieser Schatten, welcher durch das ersterbende Feuer des Kamins erleuchtet wurde, zeigte die Umrisse einer Dame.

Das Gehirn dieses ehemals so starken Mannes verwirrte sich. Er meinte, daß der blutige Schatten seiner Frau ihn verfolge.

Der Schatten bewegte sich und näherte sich langsam seinem Bette und der Kapitän, welcher auf dem Schlachtfelde dem Feinde offen die Stirne geboten hatte, fühlte sich von Schrecken ergriffen.

Er richtete sich im Bette auf, seine Stirne war in Schweiß gebadet, seine Haare sträubten sich und sein Blick war verwirrt. —

Er streckte die Hände gegen das Phantom, als ob er es zurückstoßen wolle und wollte schreien. Aber seine erstickte Stimme konnte nur ein Murmeln hervorbringen:

„Martha! Martha! — nähere Dich nicht — verzeihe mir — ich habe viel gelitten — ich habe mich bekehrt —“

Aber der Schatten näherte sich und eine zarte Hand ergriff die des Kapitäns.

„Wie befinden Sie sich, mein Herr?“ sagte eine sanfte, harmonische Stimme zu ihm, welche sogleich den fieberhaften

Schreck des Kapitäns vertrieb, während gleichzeitig die jüngsten Begebenheiten an seinem Geiste vorüberschwebten.

Der Kapitän schrie nicht. Er ließ seine Hand sinken und blieb unbeweglich, das Auge starr auf den Schatten gerichtet, welcher seinen fantastischen Anschein verloren hatte.

Ein Stück Holz begann in dem Kamin heller zu brennen und warf einen Schein in das Zimmer.

Bei diesem Scheine hatte der Kapitän die Dame mit dem schwarzen Handschuh erkannt.

Nun waren die letzten Schuppen von seinem Geiste gefallen; alle Erinnerungen kehrten zurück. Er erinnerte sich an seine Abreise von Paris, welche durch die Nachforschung nach der Kassette des Generals hervorgerufen wurde, seine Ankunft im Schlosse, an die Ankunft des Majors mit seiner Begleiterin. Er erinnerte sich auch an den blutigen Eindruck in der Mauer —

Aber weiter wußte er nicht mehr, was geschehen war.

O, seine Gäste hatten gewiß jenen Eindruck bemerkt. Sie hatten nun Alles errathen — Alles begriffen. Sie hatten vielleicht selbst —

Die Einbildung des Kapitäns ließ diese dritte Vermuthung nicht zu.

Nein, sie hatten die weltliche Gerechtigkeit nicht benachrichtiget.

Und dennoch war dieser Mann, welcher soeben unter der Last eines abergläubigen Schreckens erbebte, welcher sich vor dem Schatten, den er dem Grabe entstiegen wähnte, kraftlos fühlte, dieser Mann, welcher im Geiste schon das Schaffot vor seinen Augen erblickte, der Mann endlich, der ohnmächtig, er-

schöpft, erschreckt war, plötzlich Herr über sich selbst geworden. Eine wilde Energie bemächtigte sich seiner und er war bereit, einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Anstatt zu schreien, eine Bewegung zu machen oder zu schreien zu versuchen, warf er einen Blick um sich wie ein Mensch, der vom Schlafe erwacht.

Er hatte die Ueberzeugung, daß seine Gäste Argwohn gegen ihn schöpfen mußten, vielleicht hatten sie selbst die Gewißheit seiner Infamie und diese Ueberzeugung machte, daß er die Rolle eines Mannes spielte, der von den moralischen Leiden, welche durch den Tod seiner Gattin verursacht wären, gefoltert sei.

„Wer spricht zu mir? Wer sind Sie?“ frug er.

Die Dame eilte zum Kamin, nahm eine Kerze, zündete dieselbe an und kehrte mit derselben zum Bette zurück.

Der Kapitän bemerkte ein melancholisches Lächeln auf ihren Lippen, ihr Auge war traurig und mit harmonischer und reiner Stimme frug sie abermals:

„Wie befinden Sie sich, mein Herr? Haben Sie sich ein wenig erholt?“

Es lag so viel Sympathie, so viel Anmuth, so viel Mitleid in diesen einfachen Worten, daß er davon ergriffen wurde.

Plötzlich tauchte die Hoffnung in ihm auf, daß die Gäste den Eindruck in der Mauer nicht bemerkt hätten, indem sie mit seiner Ohnmacht sich beschäftigten und das Bett sowie die Kassette vergassen und ihre Blicke nicht auf diesen unheilvollen Ort richteten.

Die Dame nahm jetzt eine Tasse, gab den Inhalt einer

Phiole in dieselbe hinein und rührte diesen Trank mit einem Löffel um.

Dann kehrte sie wieder zu dem Kapitän zurück.

„Trinken Sie!“ sagte sie lächelnd.

In diesem Augenblicke wollte dieser seine Rolle weiter spielen.

„Mein Gott,“ rief er, „was ist denn geschehen? Wo bin ich denn? Wer sind Sie, Madame?“

„Trinken Sie doch zuerst!“ wiederholte sie mit einem süßen Drängen und mit einem Lächeln, welchem kein Mann widerstehen kann.

Er nahm die Tasse in die Hand, verschluckte den Inhalt derselben und fuhr fort, die Dame mit Erstaunen zu betrachten.

„Sie fragen, wo Sie sind?“ sagte sie, indem sie ein Fauteuil zum Bett rückte und in demselben Platz nahm. „Sie sind in Ihrem Schlosse zu Ruvigny.“

„Ah!“ rief der Kapitän mit einem Tone, der seine Erinnerungen vergebens ordnen will.

„Ich bin die Tochter des verstorbenen Generals und mit dem Major Arleff hiehergekommen —“

Sie hielt ein wenig inne und fuhr dann mit bewegter Stimme fort:

„Verzeihen Sie nun, mein Herr, wir sind sehr strafbar, ich sowohl als der Major, strafbar und grausam — wir haben Ihnen mit unserer leidigen Kassette ein schreckliches Leiden zugefügt. Sie konnten der Heftigkeit Ihres Schmerzes, der Bitterkeit Ihrer Erinnerungen nicht widerstehen. Kaum traten wir in jenes Zimmer, als Sie ohnmächtig wurden. Wir ver-

gaßen sodann alles Uebrige und beschäftigten uns nur mit Ihnen."

Diese Worte klangen in den Ohren des Kapitäns wie himmlische Musik.

„Sie wissen Nichts!" dachte er.

Dann schlug er sich vor die Stirne und stieß einen Schrei aus, um glauben zu machen, daß sein Gedächtniß jetzt zurückkehre.

Er verbarg den Kopf in seinen Händen und murmelte mit erstickter Stimme:

„O Martha! Martha! wie habe ich Dich geliebt!"

Die Dame ergriff seine Hand und drückte sie sanft.

„Mein Herr — mein Herr —" sagte sie mit so sanfter Stimme, als ob sie einen Verdammten über den Verlust des Himmels trösten wollte.

„O, verzeihen Sie mir, Madame!" sagte der Kapitän. „Sie sind sehr gefühlvoll, indem Sie einen armen Unglücklichen beklagen, der keine Hoffnung mehr hat. Verzeihen Sie mir, Sie nach Ruvigny geführt zu haben, um Ihnen das herzzerreißende Schauspiel eines Mannes, der kaum mehr die Kraft eines Kindes besitzt, zu geben."

„Ihnen verzeihen?" rief sie. „Ah, wir müssen Sie um Verzeihung bitten, mein Herr, denn die Größe Ihres Unglücks hat unsere Herzen gewonnen, wir werden trachten, Ihren Schmerz zu lindern, ihn zu besänftigen, zu —"

Ein leises Klopfen wurde an der Thür gehört.

„Herein!" sagte sie.

Ein Mann zeigte sich auf der Schwelle der Thür. Es war der Graf Arleff.

Der Kapitän richtete auf ihn einen mißtrauischen Blick, in welchem man den Schrecken lesen konnte.

Hatte der Major den blutigen Eindruck der Hand gesehen?

Aber der russische Edelmann hatte ein sanftes Lächeln auf den Lippen und sein Gesicht strahlte von Zufriedenheit. —

„Ah," sagte er eintretend und sich zuerst an seine Gefährtin wendend, „Sie sehen, mein theures Kind, daß ich Recht hatte; ich bin, seitdem ich in der kaukasischen Armee bin, ein wenig Arzt, und mit den cirkassischen Kräutersammlern oft zusammen gekommen. Ich habe es Ihnen vorhergesagt, daß die Betäubung des Kapitäns keine ernsten Folgen nach sich ziehe, und Sie sehen, daß dieser Trank, den ich Sie bereiten ließ —"

Der Kapitän unterbrach ihn, indem er ihm die Hand entgegen hielt.

„Sie verzeihen mir, Major," sagte er, „daß ich so wenig Herr meiner Schwachheit war."

„Aber, theurer Freund!" sagte der Major.

„Aber," fuhr der Kapitän fort, „morgen werde ich tapfer sein, ich verspreche es Ihnen, ich will mich gewöhnen, mit meinem Schmerze zu leben, wir werden die Kassette suchen."

„Ja," sagte der Major, „aber dann muß man vernünftig sein, mein lieber Kapitän, und da ich mich nun schon zu Ihrem Arzte aufgeworfen habe, so müssen Sie mir auch ein wenig gehorchen.

„Ich verschreibe Ihnen noch einen Löffel voll Medizin und dann ein wenig Ruhe. Sie müssen fünf oder sechs Stunden schlafen.“

„Ich werde es versuchen,“ sagte der Kapitän mit der Unterwürfigkeit eines Kindes.

„Wir verlassen Sie nun.

„Ihr Diener hat uns die Zimmer bereitet, welche Sie uns bestimmten, und wir wünschen Ihnen nun gute Nacht und angenehme Ruhe.“

„Gute Nacht!“ sagte die Dame, welche das Licht ergriff und dem Major folgte.

Auf der Schwelle wendete sie sich nochmals zurück und warf dem Kapitän einen Blick und ein Lächeln zu.

Und sie verschwand.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die Nachforschung.

Das Zimmer kehrte in seine Finsterniß zurück, und es schien dem Kapitän, daß der Blick und das Lächeln der Dame dieses dennoch erhellten.

In seinem ganzen Wesen ging nun eine Veränderung vor und mit unaussprechlicher Angst sagte er:

„Ich glaube, sie zu lieben.“

Die Gewissensbisse, der Schrecken und die furchtbaren Leiden dieses Mannes verschwanden in einer Sekunde vor dem leuchtenden Blicke und dem reizenden Lächeln einer Frau, wie der Nebel des Morgens bei den ersten Sonnenstrahlen verschwindet.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was sich nun im Herzen, im Geiste, in der Seele des Kapitän zutrug, kann Niemand beschreiben.

Die Dame hatte sich schon lange zurückgezogen, und er saß noch in seinem Bette, den Kopf in seine beiden Händen gestützt, unbeweglich, der Raub einer fieberhaften und verzehrenden Extase.

Die Gewissensbisse schlugen nicht mehr ihre vergifteten Krallen in sein Herz, der Schrecken und die Schwachheit hatten aufgehört, ihn zu beherrschen.

Die Trostlosigkeit des Lebens, welche ihn am Abende noch erfüllte, hatte unsinnigen Hoffnungen Platz gemacht.

Dieser Mann, welcher in sein Inneres wie in ein offenes Grab blickte, welcher in die Vergangenheit den trostlosen Blick des besiegten Helden richtete, der fliehend das Schlachtfeld, auf welchem Leichname, rauchende Ruinen sich befanden, betrachtet, dieser Mann wagte in die Zukunft zu blicken — dieser Mann träumte.

Aber inmitten seines Traums kam ihm ein Gedanke, welcher die Finsterniß seines Geistes erhellte. Soll sie erfahren, daß seine Hände mit Blut befleckt sind?

„Oh," rief er, „ich will von ihr geliebt sein, aber sie darf nie erfahren — — Nein, nein, nein!"

Der Kapitän sprang schnell aus seinem Bette, eilte zum Kamin, suchte mit den Händen eine glühende Kohle, blies in dieselbe, um eine Kerze anzünden zu können. Ungeachtet er sich dabei die Finger schrecklich verbrannte, nahm er dennoch auf diesen Schmerz keine Rücksicht, sondern ergriff einen Schlafrock und öffnete, die brennende Kerze in der Hand haltend, leise die Thür. Er ging durch den Salon, welcher an sein Schlafgemach grenzte, und eilte, immer auf

den Fußspitzen gehend, in das Zimmer, in welchem Martha den letzten Seufzer ausstieß.

Tiefe Stille herrschte im Gemache.

Alles schlief.

Der Kapitän ging in dem Gange festen Schrittes weiter.

Er wollte leben, er wollte geliebt sein, er hatte Durst nach Glück und Vergessen.

Was hatte er in diesem Zimmer zu thun?

Wer hatte davon die Schlüssel?

Ohne Zweifel Germain.

Der Kapitän mußte seine Schritte in das Zimmer des Letzteren lenken.

Sein Kammerdiener schlief, als das Schloß noch bewohnt war, in einem kleinen Kabinette in dem obern Stockwerk über dem Zimmer, in welchem der Kapitän sich befand. —

Der Kapitän dachte, daß er sich jetzt auch in diesem Zimmer befinden werde, weil er dadurch seinem Herrn sehr nahe war.

Das Zimmer des Kapitäns, welches durch die Austapezirung mit grünen Stoffen das grüne Zimmer genannt wurde, und das Kabinet Germains waren nämlich durch eine Stiege mit einander vereinigt. Ein Glockenzug, dessen Griff beim Kopfe des Bettes hing, führte in jenes Gemach.

Die Zimmer, welche dem Major Arleff und seiner Begleiterin angewiesen wurden, waren zu entfernt, als daß Hektor fürchten mußte, sie durch den Ton der Glocke zu erwecken.

Er läutete und einige Minuten später sah er Germain erscheinen.

Dieser bezeugte Anfangs sein Erstaunen, als er seinen Herrn inmitten der Nacht angekleidet im Zimmer erblickte.

„Germain,“ sagte dieser zu ihm, „Du mußt den Schlüssel zum Zimmer meiner Frau haben.“

„Ja,“ sagte der Diener.

„Du hast doch das Gemach sogleich geschlossen, nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Wo ist der Schlüssel?“

„Hier.“

Mit diesen Worten zog er ihn aus der Tasche und gab denselben seinem Herrn.

„Nun komme mit mir!“ befahl Hektor.

„In's Zimmer Ihrer Gattin?“ stotterte der Diener.

„Ja,“ erwiederte der Kapitän mit einer Ruhe, welche den Diener noch mehr erstaunen machte.

„Das ist sonderbar!“ murmelte er. „Mein Herr spricht von dem Eintritte in das Zimmer seiner Frau, wie von einem Spazierritt.“

Aber dem trockenen Tone des Kapitäns wagte Germain nichts zu entgegnen.

Er folgte seinem Herrn.

Dieser nahm denselben Weg, den er kurz vorher genommen hatte, hielt an der Thür des unseligen Zimmers und befahl Germain, mit einer Handbewegung dieselbe zu öffnen.

Dieser gehorchte.

Der Kapitän trat ruhig ein und warf einen schnellen, fragenden Blick im Zimmer umher.

Dann ging er zu jener Oeffnung in der Mauer, entfernte die Tapete und suchte die Ursache seiner Ohnmacht.

Aber oh Erstaunen! Der Eindruck war verschwunden.

„Germain," rief der Kapitän, die Hand gegen die Mauer ausstreckend, „Germain, sieh' hin."

Die Ruhe des Kapitäns war einer lebhaften Bewegung gewichen.

Germain blieb ruhig.

„Nun?" frug er seinen Herrn im naiven Tone.

„Siehst Du nichts?"

„Was?"

„Es ist nichts mehr an der Mauer."

„Was soll denn dort sein?" frug der Diener erstaunt.

„Jener Eindruck —'

„Welcher Eindruck?"

„Meine Hand."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Wie?" rief der Kapitän, „diese Nacht, als Du das Bett verrücktest und jene Tapete dort abriß, wurde der Eindruck einer blutigen Hand auf die Mauer sichtbar."

„Ich habe nichts davon gesehen," sagte sein Diener artig.

„Aber ich habe doch nicht geträumt," rief der Kapitän. „Bei dem Anblicke derselben wurde ich ohnmächtig."

„Ich glaube, daß Ihr Gedächtniß nicht sehr getreu oder daß Ihr Geist noch beunruhigt ist. In der That, Sie

waren diese Nacht so krank — so krank. Sie hatten ein Fieber, und Ihre Erinnerungen konnten wohl eine Illusion hervorbringen."

„Das ist sonderbar," murmelte Hektor, „ich sehe, daß es so ist und ich war sehr närrisch."

Dann frug er plötzlich:

„Was hat sich nach meiner Ohnmacht zugetragen?"

„Der Major und die Dame dachten nicht mehr an die Kassette und beschäftigten sich ausschließlich nur mit Ihnen. Wir haben Sie vom Boden aufgehoben und zu Bette gebracht."

„Haben Sie kein Erstaunen über meine Ohnmacht geäußert?"

„Nein, ich habe ihnen eine Geschichte erzählt.

„Was für eine Geschichte?"

„Ich sagte ihnen, daß Sie seit dem Tode der gnädigen Frau von Erscheinungen geplagt sind, und daß dieses Zimmer ebenfalls beitrage, um —"

„Genug," unterbrach ihn Hektor, „ich verstehe."

Er begann nun mit festem Schritte, mit ruhiger Haltung das ganze Gemach zu durchschreiten und jeden Winkel desselben genau zu untersuchen.

Er sah in alle Ecken, und wollte sich vor allem überzeugen, daß seine Gäste keine Spur von einem Verbrechen entdeckt hatten, welches keinen andern Zeugen als Gott, keinen andern Urheber als ihn und Germain hatte.

„Es ist nichts," sagte er endlich, „gar nichts."

„Oh," sagte Germain mit einem düstern Lächeln, „Sie wissen wohl, daß wir voriges Jahr, als wir uns

vom Schlosse entfernten, jede Spur in diesem Zimmer vertilgten."

„Schweige."

Dieses Wort, welches Hektor mit düsterer Stimme aussprach, war der letzte Schrei seiner Gewissensbisse.

Nach einem Augenblick des tiefsten Schweigens sagte er plötzlich:

„Du weißt, welchen Preis ich Dir für Dein Stillschweigen gab!"

„Oh nein, ich habe mich über Sie durchaus nicht zu beklagen," entgegnete der Diener unverschämt, „Sie haben mein Leben gesichert, und ich könnte jetzt mit meinem Vermögen ruhig leben, wenn mich nicht die Ergebenheit und Dankbarkeit an Sie fesseln würden."

„Nun," sagte Hektor, „ich verspreche Dir dreißigtausend Francs mehr, wenn —"

„Wenn?" frug der Diener, indem er mit offenem Munde vor seinem Herrn stand.

„Wenn ich die junge Frau, welche der Major Arleff begleitet, heirate."

„Sie werden sie heiraten," — erwiederte ruhig der Diener.

Lemblin fühlte sich erbleichen und vor Freude erzittern, und sein Herz, welches bisher von Schmerz und Reue gequält war, schlug wie das eines zwanzigjährigen Jünglings. —

„Gehen wir," sagte er.

Er überschritt neuerdings die Schwelle des Todtenzimmers und eilte auf den Korridor.

Germain schloß die Thür sorgsam und folgte seinem Herrn.

In diesem Augenblicke fielen die ersten Strahlen des anbrechenden Tages durch das Fenster, und der Kapitän fürchtete, einem seiner Leute zu begegnen.

Aber Alles schlief noch, oder schien zu schlafen.

Er hatte schon die Hälfte des Korridors erreicht, als er plötzlich stehen blieb.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Der Diebstahl.

Der Lärm von Schritten schlug an sein Ohr.

Dieser Lärm kam von der großen Stiege.

Die Furcht, welche Hektor Lemblin hatte, einem der alten Diener des Hauses zu begegnen, trübte seinen Geist.

Die Schritte kamen immer näher.

Einen Augenblick hatte der Kapitän den Gedanken, umzukehren, um auf der andern Seite des Korridors seine Wohnung zu erreichen. Aber eine gewisse Art Stolz und Würde gab es nicht zu.

Er glaubte, daß ein Diener des Hauses sich nähere

und wollte vor diesem nicht umkehren, denn er war doch der Herr desselben Hauses und hatte also auch das Recht, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in seinem Eigenthume herumzuwandeln.

Er setzte also seinen Weg fort und erreichte das Ende des Korridors.

Germain folgte ihm nach.

Aber in diesem Augenblicke zeigte sich ein Mann auf der letzten Stufe der Stiege und stand urplötzlich dem Kapitän gegenüber.

Dieser Mann war der Major Arleff.

Hektor erbebte, trat einen Schritt zurück und wurde verlegen.

„Wie?“ sagte er, „Sie sind heute schon auf, Herr Graf?“

Der Major richtete auf Hektor einen kalten Blick und sagte:

„Ich suchte Sie.“

„Sie — suchten — mich?“

„Ja, der Zustand, in dem ich Sie diese Nacht ließ, flößte mir Unruhe ein. Ich erwachte gegen vier Uhr Morgens und zögerte nicht, mich in meinen Mantel zu hüllen, um zu sehen, wie Sie sich befänden und wie Sie geschlafen hätten.“

„In der That,“ stotterte Hektor, „und — Sie gingen zu mir?“

„Ich ging zu Ihnen und fand Ihr Bett leer. Der Gedanke, daß Sie von einer nervösen Bewegung (die unausbleibliche Folge der Situation, in der Sie sich befan-

den), ergriffen wurden und frische Luft schöpfen mußten, bemächtigte sich meiner."

„Das ist wahr," erwiederte der Kapitän, welcher im Fluge dieses Mittel ergriff, um seine nächtliche Wanderung zu erklären.

„Aber," fuhr der Graf fort, „es ist, scheint mir, sonderbar, daß Sie die frische Luft im Korridore schöpfen wollen. Hätten Sie vielleicht gar die Fantasie gehabt, in jenes Zimmer, in welchem Ihnen so unwohl wurde, zu dringen?"

Hektor erröthete.

„O, gewiß nicht," sagte er, „obwohl ich meinen Entschluß gefaßt habe. Ich bin ein Mann und will meinen Schmerz bekämpfen. Aber guten Abend, oder noch besser guten Morgen, Major! Ich will noch ein wenig schlafen gehen."

Um seine Unruhe zu verbergen, trachtete er sobald als möglich sich von dem Major zu entfernen.

Er grüßte denselben, während er einen schnellen Blick mit Germain wechselte, und kehrte in sein Zimmer zurück.

— — — — — — — — — — — —

Drei oder vier Stunden nach dem zufälligen Zusammentreffen mit dem Grafen Arleff verließ der Kapitän sein Zimmer und begab sich in jenes, welches sein Gast inne hatte.

Der Major und seine Begleiterin waren schon lange aufgewacht und empfingen ihn mit einem Lächeln.

Der Kapitän schien um zehn Jahre jünger.

Der Mann von gestern war alt, derjenige Mann, welchen der Major jetzt in sein Zimmer treten sah, war jung:

so sehr hatte er sich eine militärische Haltung und Anstand gegeben.

Er wollte gefallen und geliebt sein.

Artig küßte er die Hand der Dame, drückte die des Majors und sagte zu ihnen mit traurigem Lächeln:

„Ich komme, um meinen Fehler gut zu machen, meinem Arzte und meiner Helden-Krankenwärterin zu danken und mich zu Ihrer Verfügung zu stellen, um die Kassette aufzufinden."

„O nein, später!" sagte die Dame, auf Hektor ihren bezaubernden Blick werfend. „Sie sind noch nicht genug stark dazu."

„Ich habe meine Kraft aus meiner Schwäche geschöpft und ich schwöre Ihnen, daß ich ohne Zögern, wenn auch nicht ohne innere Bewegung, das Zimmer betreten werde, in welchem meine Frau verschied."

„Der Kapitän hat recht," sagte der Graf, „die Stärke folgt immer der Schwäche, und man muß den Moment der Ruhe benützen, um endlich die Kassette aufzufinden."

„Also gehen wir!" sagte die Dame.

Sie erhob sich und stützte ihren weißen Arm auf den des Kapitäns, welcher bei dieser Berührung ein wenig erzitterte.

Er bemerkte nun zum ersten Male, daß die rechte Hand der Dame in einen schwarzen Handschuh gehüllt, während die andere nackt war.

„Entschuldigen Sie, Madame," sagte er ganz leise, während sie aus dem Zimmer traten und sich gegen das Gemach, in welchem die Kassette verborgen war, wendeten, „werden Sie mir eine unbescheidene Frage erlauben?"

„Sprechen Sie!“ sagte sie lachend.

„Ist es russischer Gebrauch, nur einen Handschuh zu tragen?“

Die Dame erbebte bei diesen Worten.

Der Kapitän fühlte ihren Arm unter dem seinigen erzittern, und gleichzeitig wendete sich der Major mit Ungestüm zu ihm und sagte:

„Jeder, mein Herr, besitzt ein Geheimniß. Dieser schwarze Handschuh ist das Geheimniß dieser Dame, und diese kann es Ihnen nicht anvertrauen.“

Der Kapitän biß sich in die Lippen.

Er warf einen Blick auf die junge Dame und sah, daß sich ihr Gesicht mit einer Todtenblässe bedeckte.

„Gehen wir schnell,“ sagte sie.

Lemblin führte sie wieder auf demselben Wege, wie am vorhergehenden Tage, in das Gemach, öffnete ohne Zögern die Thüre und ließ seine Gäste eintreten.

Germain hatte in der verflossenen Nacht das Bett von seinem Platze weggeräumt, und auf dem Boden unter dem Felde einer Parquette sollte sich die Kassette befinden.

Der Kapitän ergriff den Meißel und Hammer, welche von Germain in der verflossenen Nacht zurückgelassen wurden, und riß ohne große Mühe dieses Feld heraus.

Der General hatte wahr gesprochen.

Dieses Feld verbarg eine Höhlung, in welcher ein kleines eisernes Kästchen sich befand.

Hektor bemächtigte sich desselben, während die Blicke seiner Gäste seinen Bewegungen folgten.

„Hier ist Ihr Vermögen,“ sagte der russische Edelmann

zu seiner Gefährtin, das Kästchen aus den Händen des Kapitäns nehmend.

Dasselbe hatte ein kleines Schloß, in dem ein Schlüssel steckte.

Der Major öffnete es.

Der Kapitän neigte sich hastig über dasselbe, sah hinein und stieß einen Schrei aus.

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Der verhängnißvolle Brief.

Der Schrei des Kapitäns war leicht zu erklären.

Das Kästchen war leer.

Anstatt des Reichthums, den man zu finden meinte, lag nur ein Brief in demselben. Und dieser Brief, dessen Aufschrift in großen Buchstaben gezeichnet war, war an Hektor Lemblin gerichtet.

Dieß war um so weniger begreiflich, als nach der Erzählung des Majors der General ihm zwölf Jahre vorher den Brief vorlas, in welchem er ihn von dem Vermögen seiner Tochter in Kenntniß setzte. Es mußte demnach das Kästchen

sich schon über vierzehn Jahre unter diesem Täfelwerk befinden.

Aber vor vierzehn Jahren kannte der General Herrn Hektor Lemblin, der damals einfacher Unterlieutenant war, nicht, und selbst dann, wenn er ihn gekannt hätte, so konnte er doch nicht voraussetzen, daß dieser eines Tages seine Witwe heiraten und sein Schloß bewohnen werde.

Aber der Brief trug mit großen Buchstaben folgende Aufschrift:

„An den Herrn Kapitän Hektor Lembin in seinem Schlosse Ruvigny."

Diese Aufschrift konnte also von der Hand des Generals nicht herrühren, es mußte Jemand das Kästchen geöffnet haben.

Auf den Schrei des Kapitäns eilte die Dame herbei und sah ebenfalls, daß das Kästchen leer war.

Stillschweigen folgte dieser Entdeckung. Alle drei betrachteten sich erstaunt.

Endlich richtete der Major das Wort an Hektor und reichte ihm den Brief, den dieser kaum anzugreifen sich getraute.

„Sehen Sie!" sagte er. „Oeffnen Sie diesen Brief und geben Sie uns den Schlüssel zu diesem Geheimnisse."

Eine schreckliche Ahnung befiel Hektor und mit zitternder Hand erfaßte er den Brief.

Er erbrach das Siegel und besah die Unterschrift.

Diese war: „Germain."

Germain, der Kammerdiener des Kapitäns, sein Vertrauter, vielleicht sein Mitschuldiger, welcher ihn vor wenigen

Stunden hieherbegleitet, hatte sich ohne Zweifel des Schatzes bemächtigt.

Der Kapitän war betäubt, als er den Brief las, während der Major und die Dame ihn erstaunt ansahen und die Lösung dieses Räthsels von ihm verlangten.

Der Brief war folgendermaßen abgefaßt:

„Theurer und geehrter Herr!

„Es gibt unter uns zu viele Geheimnisse, als daß ich es nicht wagen würde, Sie mit diesem Namen anzusprechen.

„Sie haben mir eine Rente von tausend Thalern als Lohn meiner Sorge und meines Eifers, den ich bewies, als ich die Augen Ihrer seligen Frau zuschließen half, gesichert. Sie haben mir dreißigtausend Francs außerdem versprochen, wenn Sie Das erreichten, was Sie sich in den Kopf setzten.

„Nun also, Sie haben mich verdorben, theurer und geehrter Meister, denn Sie haben mir Appetit gemacht. Viertausend und fünfhundert Livres Renten als Preis eines solchen Geheimnisses, durch welches man durch drei Zeilen vor den Assissenhof und von da auf das Schaffot kommen kann, schienen mir zu wenig; ich suchte mir also denselben zu vergrößern.

„Nun, theurer Meister, während Sie schliefen, nahm ich den Schlüssel, der das Zimmer Ihrer verstorbenen Gattin öffnete, und begann die Arbeit.

„Ich zog das mir nicht unbekannte Feld des Parquetbodens heraus, entdeckte das Kästchen und in dem-

selben eine hübsche Summe Geldes. Rathen Sie, wie viel?!

„Der General hat wohlgethan, seine natürlichen Kinder zu versorgen. Das Kästchen enthielt in Leibrenten, Bankbillets und barem Gelde zusammen gerade eine Million.

„Diese Million gehört mir; ich trage sie mit mir fort und bin überzeugt, daß Sie es vorziehen werden, sie der Tochter des Generals zu ersetzen, als sich an das Gericht zu wenden.

„Erinnern Sie sich des Todes von Madame Lemblin und an die Art, wie wir ihr die Augen geschlossen haben.

„Ihr Kammerdiener

Germain."

Wenn die Erde sich unter den Füßen des Kapitäns eröffnet hätte, so wäre er weniger erschrocken, als über diesen Brief.

Es war aber nicht der Gedanke, diese Million ersetzen zu müssen, der ihn quälte.

Was lag dem Kapitän an einer Million, ihm, dem Liebling des Glückes, welcher eines Morgens erwachte und zweihunderttausend Livres Renten hatte!

Aber der Schrecken, der sich seiner bemächtigte, der seine Haare sträubte und seine Stirne in Schweiß badete, war durch den Brief hervorgerufen worden, den er seinen Gästen nicht zeigen konnte, weil jede Zeile desselben sagte, daß er ein Mörder sei.

Die Blicke des Grafen Arleff und seiner Gefährtin waren gespannt auf ihn gerichtet.

Der Kapitän las denselben kaltblütig durch, seine Gedanken aber suchten einen Ausweg, um seinen Gästen den Brief nicht zeigen zu dürfen.

Der Major und die Dame mit dem schwarzen Handschuh wandten keinen Blick von ihm ab und schienen in seinem Herzen lesen zu wollen.

Ein verzweiflungsvoller Entschluß bemächtigte sich nun des Kapitäns.

Mit Blitzesschnelle zerknitterte er den Brief und zerriß ihn in kleine Stücke.

„Was thun Sie, mein Herr?“ rief der Major mit einem entsetzlichen Blicke auf ihn aus.

Auch die Dame mit dem schwarzen Handschuh war nicht wenig überrascht.

Der Kapitän hatte einen Beweis seines Verbrechens vernichtet, aber die Stimme und der Blick des Majors ließen ihn verstehen, daß es nicht recht war.

„Mein Herr,“ sagte er, „das Kästchen schloß eine Million in sich.“

„Wo ist sie?“ frug der Major.

„Dieser Brief sagt mir — Sie werden die Million erhalten.“

Der Kapitän konnte nicht sprechen.

Der Graf fuhr fort:

„Was bedeutet dieser Brief? — von wem ist er? — Treiben Sie mit uns Ihr Spiel?“

Der Kapitän wurde immer bleicher und ein konvulsivisches Zucken bemächtigte sich seines ganzen Körpers.

„Also, mein Herr, antworten Sie!“

„Ich kann nicht.“

„Sie — können — nicht?“ preßte der der Major zwischen den Zähnen hervor.

„Leider!“ sagte Lemblin, indem er wie vernichtet auf einen Sessel fiel.

Während der Dauer von zehn Minuten wurde er von einem solchen nervösen Zittern ergriffen, daß der Major ihn nicht weiter mit Fragen bestürmen konnte.

Endlich legte sich dasselbe, er schien seine Geistesgegenwart wieder zu erlangen und seine frühere Energie kehrte zurück.

Er erhob sich und sagte zum Grafen:

„Herr Graf, wenn Sie von mir eine schnelle Antwort auf Ihre Fragen fordern, wenn Sie eine kathegorische Erklärung über mein sonderbares Gebahren verlangen, so werde ich keinen Augenblick zögern, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

„Sie sind verrückt!“ rief der Major.

„Zugegeben,“ entgegnete der Kapitän, welcher nun ruhig und entschlossen wurde, „aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich der Kapitän Hektor Lemblin bin, daß ich zweihunderttausend Livres Renten besitze, in der Welt eine unbegrenzte Achtung genieße und darauf gestützt, von Ihnen eine kurze Frist fordere.“

„Von welcher Frist sprechen Sie?“ frug der Major höchst aufgeregt.

„Mein Herr, wollen Sie mir eine Besprechung unter vier Augen erlauben?“

Der Major betrachtete die Dame, um sie um ihre Zustimmung zu befragen.

Diese machte ein Zeichen.

„Ich ziehe mich zurück,“ sagte sie.

Der Major und Hektor blieben allein.

Gleichwie derjenige, der seinen Fall vor Augen sieht, sich um ein Rettungsmittel umsieht, so wollte sich auch Hektor aus dieser Klemme reißen, in der er sich befand.

Gleichzeitig gedachte er aber auch seine Liebe für die Dame mit dem schwarzen Handschuh zu befriedigen.

Dieser Mann, der schon so viele Verbrechen beging, schauderte vor einem falschen Eidschwur auch nicht.

„Mein Herr,“ sagte er zum Major, „der Brief, den ich zerstörte, enthielt ein Geheimniß.“

„Ah,“ rief dieser.

„Ein schreckliches Geheimniß, dessen Offenbarung die Ehre einer ganzen Familie vernichtet, ein Geheimniß, welches ich nie Jemandem mittheilen werde.“

„Ah,“ sagte der Major kalt.

„Aber dieser Brief sagt mir weiter, daß das Vermögen des Fräuleins von Ruvigny, welches in dieser Kassette eingeschlossen war, gestohlen wurde.“

„Nun?“

„Dieses Vermögen werde ich wieder restituiren; gleichzeitig,“ fuhr er fort, „verlange ich von Ihnen feierlich die Hand der Tochter des Generals, damit das Vermögen, dessen Besitzer ich nun bin, wieder an seine Quelle zurückkehre.“

„Ist dies Alles, was Sie mir mitzutheilen haben?"

„Alles."

„Sehr gut. Bevor ich jedoch antworten kann, muß ich erst meine Mündel befragen."

Der Major verließ den Saal und eilte zu seiner Gefährtin, welcher er die Unterredung mit Hektor Lemblin mittheilte.

Die junge Dame hörte ihn ruhig an, ohne ihn zu unterbrechen.

„Dieser Mann," sagte sie endlich, „ist ein Verbrecher der größten Art. Es wird schwer sein, von ihm etwas zu erfahren. Mit dieser Heirat gedenkt er sich aus der Verlegenheit, in der wir ihn nun sehen, zu ziehen."

„Das ist wahr," sagte der Major.

„Er glaubt sich zu retten, geht aber mit Riesenschritten seinem Verderben entgegen."

Und mit einem Lächeln fügte sie hinzu:

„Ja, mein lieber Hermann, Sie können ihm meine Hand versprechen, Sie können ihm sagen, daß ich einwillige, ihn zu heiraten."

„Ah!" rief der Major erstaunt.

„Aber unter einer Bedingung. Er muß noch diesen Abend nach Paris gehen, die nöthigen Maßregeln ergreifen, um unsere bevorstehende Verbindung zu sichern, er muß die nöthigen Papiere sich verschaffen und sogleich den Kontrakt machen lassen. Während dieser Zeit werden wir ihn hier erwarten."

„Aber ist es möglich?"

„Ja. Ich will es. Uebrigens liebt er mich, und alles, was ich will, muß er befolgen.“

„Ich werde ihm Ihre Wünsche überbringen.“

„Oh, Sie müssen sagen, meinen Befehl; er ist ja mein Sklave,“ sagte sie lächelnd.

„Das ist richtig!“

„Welchen Datum haben wir heute?“

„Den Vierzehnten.“

„Nun, mein guter Hermann, am dreißigsten dieses Monats wird sich die Kapelle des Schlosses Ruvigny vor Hektor Lemblin öffnen.“

„Und auch vor seiner Braut?“

„Nein, vor ihm allein. Vor ihm, welcher todt in seinem Sarge sein wird. — — —

— — — — — — — — — — — —

Am Abende desselben Tages kehrte Hektor Lemblin nach Paris zurück, indem er den Grafen Arleff, sowie die Dame mit dem schwarzen Handschuh im Schlosse zurückließ.

Diese letztere sagte zum Major:

„Während der Abwesenheit des Kapitäns können wir uns ein wenig mit meinem andern Anbeter beschäftigen.“

„Mit Armand?“

„Ja, das ist ein Mittel, unsere Muße zu benützen.“

Sie begleitete diese Worte mit jenem kalten Lächeln, welches selbst Arleff schaudern machte.

———

Achtundzwanzigstes Capitel.

Die Villa Armand's.

Drei Meilen westlich von dem Schlosse Ruvigny, inmitten eines kleinen Thales befand sich ein hübsches Häuschen, von großen Bäumen umgeben. Vor demselben dehnte sich eine Wiese aus, welche mit Aepfelbäumen bepflanzt war.

Dieses Haus wurde vor vier Jahren von einem Pariser, wie man in der Provinz sagte, einem alten Soldaten mit einem rothen Turban und grauem Barte gekauft. Dieser Pariser war der Vater Armand's.

Das Häuschen führte den Namen „die Wache."

Um zu erklären, wie der Oberst in dem Besitz desselben kam, müssen wir in unserer Geschichte ein wenig zurückkehren.

Kurz vor der Auflösung der schrecklichen Gesellschaft, die er gegründet hatte — die Gesellschaft der Gefährten

des Degens — wurde der die Oberst in Normandie gerufen, um der Trauung des Kapitäns Hektor Lemblin mit Madame Martha von Chatenay, welche seit zwei Jahren Witwe war, als Zeuge zu dienen.

Die Trauung ging ohne Lärm und Prunk in der Schloßkapelle vor sich.

Der Oberst blieb acht Tage bei seinem Gaste und da er die Jagd sehr liebte, so hatte er sich täglich dieser Leidenschaft hingegeben und die Umgebungen des Schlosses sehr oft besucht.

Auf einer Jagd wurde er nun einmal durch ein Gewitter überrascht; er flüchtete sich in das Schlößchen „Die Wache“ und erfuhr hier, daß der Besitzer desselben dem Tode nahe sei und daß seine Erben das Haus verkaufen wollten. „Die Wache“ hatte dem Obersten gefallen, der Preis war mäßig und die Felder einträglich.

Der Oberst dachte an seinen Sohn, der seinen einzigen Trost und seine beständige Beschäftigung bildete und kaufte das Häuschen, um es einst ihm überlassen zu können.

Dorthin also hatte der Oberst seinen Sohn geführt und zwar an demselben Abende, an welchem der Kapitän Hektor Lemblin, der Major Arleff, sowie auch die Dame mit dem schwarzen Handschuh in dem Schlosse Ruvigny eintrafen.

Der Oberst war dem Rathe Fulmen's gefolgt und hatte seinen Sohn aus Paris entfernt.

Aber weder Fulmen noch der Oberst hatten den Gedanken, daß diejenige, deren Augen sie Armand entziehen wollten, sich gerade dort befand.

Der Oberst war auf seinem kleinen Besitze unter dem Vorwande erschienen, den Vertrag mit seinen Pächtern wieder zu erneuern und gewisse Geschäfte zu ordnen.

Ungeachtet der Ungeduld, die Armand hatte, um die Dame mit dem schwarzen Handschuh bald wieder zu sehen, hatte er doch seinem Vater in dieser Beziehung nicht widerstehen können.

Er folgte diesem auf sein Gut, bat ihn jedoch, seine Geschäfte sobald als möglich zu beenden und nach Paris zurückzukehren.

Aber der Oberst hatte Zeit gewonnen.

Es war im Monate Februar und die Temperatur hatte Armand, welcher die Jagd liebte, erlaubt, sich dieser Neigung hinzugeben.

Große Wälder umgaben die Villa; auch hatte der Oberst auf seinem Gute acht kleine Bastardpferde, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten.

Sechs Tage waren verflossen und die lebhafteste Ungeduld hatte sich Armands bemächtigt, als ein Brief von Fulmen erschien.

Er lautete:

„Mein theurer Undankbarer!

„Wissen Sie, daß ich ein sehr trauriges Handwerk treibe, wenn ich, die ich selbst Sie so innig liebe, meine glückliche Rivalin aufsuchen soll?

„Aber diejenigen, welche die Hoffnung unterstützt, haben nicht das Recht, sich über die Bitterkeit der Gegenwart zu beklagen und ich will vergessen, daß

ich Sie liebe, um mich genau meiner Mission zu entledigen.

„Ich bin auf der Spur unserer geheimnißvollen Dame mit dem schwarzen Handschuh und hoffe bald Alles zu wissen.

„Sie werden sie ganz gewiß sehen, aber Sie müssen mir die Vollmacht lassen, nach meinem Gutdünken zu handeln.

„Kommen Sie ja nicht zu früh nach Paris, das würde Alles verderben!

„Wenn Sie aber ungeachtet meines Verbotes kommen, so werde ich Ihnen meine Hilfe entziehen.

„Adieu, theurer Undankbarer! Ich liebe Sie!

Fulmen."

Dieser Brief besänftigte unsern Helden ein wenig, denn er setzte in Fulmen ein unbegrenztes Vertrauen. Sie befahl — er gehorchte.

Er wollte eben auf die Jagd gehen, als er den Brief erhielt. Sein Pferd stand im Hofe gesattelt und ein Jäger hielt die Hnde nam Koppelriemen.

Armand umarmte seinen Vater und sprang in den Sattel.

„Auf welcher Seite willst Du jagen?" frug ihn der Oberst.

„Auf der Seite des Schlosses Ruvigny," erwiederte Armand.

Bei diesen Worten erbebte der Oberst heftig, aber er schwieg.

Armand war nie in die schrecklichen Geheimnisse seines Vaters eingeweiht, er wußte nicht, wer der Besitzer des Schlosses Ruvigny war.

„Gehe,“ sagte der Oberst, „und lasse mich nicht zu lange auf das Diner warten. Du kommst fast immer erst bei einbrechender Nacht.“

„Ich werde bald zurück sein. Adieu, Vater.“

Der junge Mann gab seinem Pferde die Sporen und eilte gestreckten Laufes davon. Sein Jäger mit den Hunden folgten ihm. Es war bereits zehn Uhr Morgens.

Das Schlößchen „die Wache“ war von dem Schlosse Ruvigny durch große Wälder getrennt.

In einem dieser Wälder entdeckte der Sohn des Obersten ein Reh. Dieses hatte guten Wind, ließ sich lange verfolgen und richtete sich dann in gerader Richtung gegen das äußerste Ende des Waldes. Es hatte einen großen Vorsprung vor seinen Verfolgern.

Der junge Jäger verfolgte das Thier, als plötzlich ein Schuß fiel, der Ton eines Hornes erklang und sein Jäger rief:

„Mein Herr, man hat auf das Thier geschossen.“

„Das ist eine Frechheit!“ rief Armand, indem er seinem Pferde die Sporen gab und der Richtung zueilte, woher der Schuß kam.

Er erreichte das Thier und hielt erstaunt an.

Er erblickte eine Dame zu Pferde, welche soeben ihr noch rauchendes Pistol in die Vertiefung des Sattels hineinsteckte.

Dieses Pistol hatte das Thier zum Falle gebracht.

In dem Augenblicke, als Armand diese Beobachtung machte, hatten seine Hunde das erlegte Thier erreicht.

Die Amazone gab ihrem Pferde die Sporen und suchte mit ihrer Reitgerte die Hunde zu entfernen.

Bei dem Anblicke dieses Weibes verschwand der Groll Armand's und machte der Neugierde Platz.

Er eilte zu ihr hin und stieß plötzlich einen Schrei aus, während er mit der Hand das ungestüme Pochen seines Herzens stillen wollte.

Die Dame, welche mit einem Schusse das Reh erlegt hatte und ganz allein in dieser verlassenen Wildniß zu sein schien, war die Dame mit dem schwarzen Handschuh.

Sie erkannte Armand, wie er sie erkannte.

Aber dießmal suchte sie ihn nicht zu entfliehen.

Sie blieb ruhig auf ihrem Pferde und erwartete Armand, welcher das seinige gegen sie richtete.

Armand war der Raub einer heftigen Bewegung.

Er grüßte sie sehr freundlich und murmelte nur das einzige Wort:

„Endlich!"

Dieses Wort wollte sagen: Endlich sehe ich Sie wieder, nachdem ich Sie für immer verloren glaubte. Endlich will ich das Räthsel lösen, ich will Alles wissen, Sie müssen mir sagen, weßhalb Sie bei dem Stelldichein, das Sie mir gewährten, nicht erschienen sind.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Die Begegnung.

Ohne Zweifel hatte die Dame die Bedeutung dieses Wortes erkannt.

Sie empfing ihn mit einem Lächeln, welches den zornigsten Mann besänftigt hätte.

„Nun, mein Herr," sagte sie, „es scheint, daß das Schicksal uns stets zusammenführt."

„Madame —" stotterte der junge Mann.

„In Italien, Wien, Petersburg, Paris, in der Normandie, überall treffen wir uns. In Paris traten Sie durch das Fenster bei mir ein."

„Ah, Madame," murmelte Armand, „Sie werden mir doch die Erklärung Ihres sonderbaren Benehmens gegen mich nicht verweigern?"

„Nein," sagte die Dame, „aber Sie werden doch zugeben, daß dieß nicht zu Pferde und vor Ihrem Jäger geschehen kann."

Armand wendete sich um und wollte den Jäger zurückschicken.

„Nein," sagte sie, „diesen Abend."

„Diesen Abend?"

„Ja."

„Wo denn?"

„Kennen Sie das Gestade des Meeres, wo sich das Häuschen der Grenzwächter befindet?"

„Gewiß."

„Diesen Abend um zehn Uhr. Gehen Sie den Fußsteig entlang, welcher von hier zum Meere führt, und treten Sie in das Erdgeschoß des Zollhäuschens ein, wo Sie mich erwarten können."

„Madame," rief der junge Mann, vor dessen Geiste die Ahnung trat, daß die Dame ihn abermals täuschen wollte, „sprechen Sie im Ernste?"

„Wieso?"

„Indem Sie mir ein Stelldichein gewähren, bei dem Sie vielleicht nicht erscheinen werden?"

Die Amazone schwieg.

Sie nahm eine goldene Kette, an dessen Ende sich ein Medaillon befand, vom Halse herab und überreichte sie Armand.

„Hier," sagte sie, „das Vermögen eines Königs würde nicht genügen, um mir den Werth dieser Kette und dieses Medaillons zu ersetzen; nehmen Sie und bringen Sie es heute Abend mit. — Zweifeln Sie nun noch an meinen Worten?"

„Nein!“ sagte Armand, welcher die Halskette nicht nehmen wollte.

„Nun, da Sie zu mir Vertrauen haben, so kommen Sie auch gew'ß und Sie werden erfahren, weßhalb ich Sie fliehe.“

Sie ließ ihr Pferd einen Bogen beschreiben und entfernte sich.

Plötzlich jedoch kehrte sie nochmals zurück.

„Noch ein Wort!“ rief sie.

„Sprechen Sie!“ antwortete Armand, welcher sie mit Bewunderung betrachtete.

„Sie werden wissen,“ sagte sie lächelnd, „daß der Mann, welcher einmal an dem Worte eines Weibes zweifelt, sich vor dieser eine schreckliche Blöße gibt?“

„Ach, Madame —“

„Bei Ihnen war dieß schon einmal der Fall, aber ich will nachsichtig sein,“ fügte sie lächelnd hinzu; „wenn Sie jedoch nochmals zweifeln, so sind Sie verloren.“

„O,“ rief Armand begeistert, „ich habe Vertrauen in Sie.“

„Glauben und gehorchen Sie.“

„Was muß ich thun?“

„Vor Allem mir nicht folgen und zu erfahren trachten, wer ich bin. Ist die Zeit gekommen, dann werde ich es Ihnen schon selbst sagen.“

„Ich schwöre!“

„Bei Ihrer Ehre?“

„Ja, bei meiner Ehre!“

„Wenn Sie in Ihre Wohnung zurückkehren, so werden

Sie auch vor Ihrem Vater unsere Begegnung ganz geheim halten."

„Ich verspreche es."

„Und im Nothfalle das Stillschweigen Ihres Jägers erkaufen."

„Ja."

„Dann auf Wiedersehen diesen Abend um zehn Uhr."

Sie grüßte ihn dann freundlich mit der Hand und entfernte sich.

Der junge Mann sah ihr nach.

„War dieß ein Weib?" frug er sich, als sie in der Ferne verschwand.

Langsam und nachdenkend kehrte er zurück.

„Johann, wenn man Dich frägt, von wem das Reh erlegt wurde, so sagst von Dir; wir haben sonst Niemanden begegnet, hörst Du?" sagte Armand zu seinem ihn begleitenden Jäger.

Der Jäger nickte bejahend.

„Wenn Du einen Monat getreu dieses Geheimniß bewahrt hast," fuhr Armand fort, „so erhältst Du von mir fünfundzwanzig Louisd'or."

Beide setzten ihren Weg fort.

Als sie in ihrer Wohnung ankamen, verbarg sich eben die Sonne hinter den benachbarten Hügeln und beleuchtete mit ihrem letzten Strahle die Villa.

Der Oberst saß vor der Hausthüre und erwartete seinen Sohn mit der Fröhlichkeit, welche ihm der Gedanke einflößte, einer Gefahr entgangen zu sein.

Ein Lächeln trat auf die Lippen des Alten, als er seinen geliebten Sohn zurückommen sah.

Armand errinnerte sich des Schwures, denn er der Dame mit dem schwarzen Handschuh geleistet hatte; und er hielt denselben.

Ungeachtet seiner Ungeduld, ungeachtet der Freude, die geheimnißvolle Dame gesehen zu haben, wußte er den noch vor seinem Vater eine vollkommene Gleichgiltigkeit zu heucheln, und er erwartete ungeduldig die Zeit, wann derselbe auf sein Zimmer kehrte.

Der Oberst wünschte ihm nach dem Souper gute Nacht und zog sich zurück.

Eine alte Köchin, der Kammerdiener Armand's und der Jäger, welcher zugleich Gärtner und Stallknecht war, bildeten die ganze Dienerschaft der Villa.

Der Kammerdiener schlief in einem Gemache neben dem Obersten.

Alle in dem Schlößchen Befindlichen begaben sich sehr zeitlich zu Bette.

Als Armand gewiß war, daß sein Vater schlief, eilte er in den Stall, in welchem er den Jäger fand, der sich soeben zur Ruhe begeben wollte.

„Johann," sagte er zu ihm, „wenn Du willst, daß Deine Louisd'or Zinsen tragen, so mußt Du nicht nur verschwiegen sein, sondern mir auch gehorchen."

„O, mein Herr, Sie wissen wohl, daß es unnütz ist, bei mir von Geld zu sprechen. Ich bin Ihnen ergeben."

„Sattle mir Rob=Roy."

Der Jäger machte eine Bewegung des Erstaunens.

„Wie,“ rief er, „Sie wollen um zehn Uhr Abends noch ausreiten?“

„Beeile Dich!“ sagte Armand mit einem Tone, der keine Einwendung zuließ.

Dreißigstes Capitel.

Das Stelldichein.

Der Jäger sattelte das Pferd.

„Nun,“ fuhr der junge Verliebte fort, „mein Vater darf nicht wissen, daß ich ausreite, auch darf der Fußtritt des Pferdes nicht gehört werden. Du wirst also eine Decke in vier Stücke schneiden und diese um die Füße des Pferdes winden. Dann nimmst Du es beim Zügel und erwartest mich am Eingange des Waldes.“

Der Jäger vollführte pünktlich den Befehl seines jungen Herrn.

Rob-Roy wurde in solcher Stille durch den Hof geführt, daß selbst den Hunden, welche in der Nähe des Stalles in ihren Hütten schliefen, nicht das geringste Bellen entlockt wurde.

Während dieser Zeit ging Armand ganz leise in sein Zimmer.

Dann kehrte er wieder geräuschlos und auf den Zehenspitzen gehend aus demselben zurück und richtete seine Schritte gegen den Ort, an wel chen ihn sein Jäger mit dem Pferde erwartete.

Als Armand das Haus verließ, hatte er sich der Mahnung Fulmen's einen Dolch mitzunehmen, wohl erinnert, und versah sich auch heute mit dieser Waffe.

Armand fürchtete die Dame mit dem schwarzen Handschuh nicht, aber ihren Begleiter.

Außer dem Dolche versah er sich auch noch mit ein paar Sattelpistolen.

Als er den Jäger erreicht hatte, schwang er sich auf sein Pferd und sagte zu Johann:

„Ich weiß zwar nicht bestimmt, wann ich zurückkehren werde, aber erwarte mich gegen zwei Uhr. Wenn ich bis zu dieser Zeit noch nicht zurück bin, so wirst Du morgen bei Tagesanbruch das Pferd an der Gartenthüre angebunden finden.“

„Ich werde dort sein,“ erwiederte der Jäger.

Armand lenkte sein Pferd in der Richtung des Gestades über einen felsigen, unebenen Steg, welcher den Weg bedeutend verkürzte.

Die Nacht war kalt, aber hell; der Mond beleuchtete den Reiter.

Nachdem er die großen Gehölze durchgeritten war, erreichte er eine grüne Wiese und erblickte auch das Gestade vor sich.

Aber ein Fußweg, der für ein Pferd völlig unmöglich war, führte zu demselbeu.

Das Gestade war senkrecht und hatte eine trichterähnliche Form, an dessen Fuße sich das Meer mit schrecklichem Getöse bewegte.

Armand band sein Pferd an einen Baum, nahm die Pistolen aus dem Sattel und eilte vorwärts. Das Meer war ruhig.

Der junge Mann horchte aufmerksam, ob die Geliebte seines Herzens bald kommen werde, als ein leichter Schritt hörbar wurde.

Bei dem Schein des Mondes erkannte Armand eine Gestalt, welche ihre Schritte nach dem Orte lenkte, an welchem er wartete.

Es war die Geliebte seines Herzens.

Armand's Herz schlug gewaltig und sobald die Dame in seiner Nähe war, sagte sie:

„Es ist also modern, daß die Damen zuerst beim Rendezvous, welches sie gewähren, erscheinen?"

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh hatte ihn also schon erwartet.

„O, verzeihen Sie, Madame," sagte Armand, „aber ich erinnerte mich Ihres Befehles, meinem Vater über unser heutiges Begegnen nichts zu sagen, und konnte deßhalb früher das Haus nicht verlassen, als bis er schlief.

„Ich verzeihe Ihnen," sagte sie lachend.

Dann nahm sie ihn beim Arme und rief:

„Nun also, plaudern wir."

Sie führte ihn zu einer Felsenbank, auf welcher sie

Platz nahm und mit einer reizenden Handbewegung auch Armand einlud, sich zu setzen.

„Nun," sagte sie, sobald Armand an ihrer Seite Platz genommen hatte, „ich muß Ihnen vor Allem sagen, daß ich nur eine Stunde bei Ihnen sein kann, wir müssen uns daher kurz fassen."

Armand fühlte sich bei dem Tone ihrer Stimme bewegt und sah sie schweigend an.

Wie immer, war sie auch jetzt schwarz gekleidet, und eine ihrer Hände bedeckte ein schwarzer Handschuh, worüber sich Armand bisher den Kopf zerbrach.

Sie hatte ihre Schultern in ein großes Kaschemirtuch, welches auch ihre Taille verbarg, gehüllt.

War es der Widerschein des Mondes? War es Wirklichkeit? Armand glaubte zu bemerken, daß ihr Gesicht so bleich wie eine Marmorbüste war.

Aber sie zitterte nicht vor Gemüthsbewegung, wie er, auch war ihre Stimme sicher und ihre Augen leuchteten wie Blitze.

„Hören Sie," sagte sie zu Armand, „ich muß Ihnen sagen, daß meine Situation Ihnen gegenüber —"

Armand erzitterte und sah sie fragend an.

„Ich bin Ihnen unbekannt," fuhr sie fort, „und Sie mögen Alles versuchen, um über mein Leben, meine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft etwas zu erfahren, es ist umsonst.

„Sie haben mich verfolgt und ich ließ mich von Ihnen verfolgen; wenn ich gewollt hätte, so hätten Sie mich nie mehr gesehen.

„Nun hören Sie weiter: Wenn es mir einfallen würde, Ihnen noch zu entwischen, so dürfte ich nur mein Sacktuch schwingen und Männer, welche an einem Orte verborgen sind, würden mich sogleich nach Hause zurückbringen. Wenn Sie darauf bestehen würden, mir zu folgen, selbst wenn Sie sich in das Wasser stürzten, um mich erreichen zu wollen, so würden Sie durch eine Kugel den Tod finden.“

Sie sprach diese Worte ruhig und ohne Zorn mit dem Tone der Ueberzeugung aus. Armand hörte ihr aufmerksam zu.

Sie fuhr fort:

„Dieß wollte ich Ihnen gesagt haben und nun sind wir alte Freunde.“

„Mein Gott,“ murmelte Armand, „sagen Sie lieber, daß ich Sie liebe, daß alle meine Gedanken bei Ihnen sind, daß es genügt, zu befehlen, und ich werde demuthsvoll gehorchen.“

„Ganz gut. Ich gebe es zu, daß Sie mich lieben, nur ist Ihnen die Ursache Ihrer Liebe unbekannt,“ erwiederte die Dame.

„Madanke, gerade so, wie die Engel Gott lieben, liebe ich Sie!“

„Auch zugegeben. Ich will Ihnen aber nun sagen, weßhalb Sie mich lieben, denn Sie wissen es nicht. Sie lieben mich, weil Sie mich, als Sie mich zum ersten Male erblickten, mein Leben vertheidigen sahen, und weil ich Sie am nächsten Tage floh. Ihre Eigenliebe, Ihr Stolz trieben Sie auf, mich in ganz Europa aufzusuchen, und Ihre Liebe

ist bei jedem Geheimniß, das mich umgibt, noch größer geworden."

„Ich weiß es nicht," murmelte Armand, „aber ich liebe Sie."

„Nun," fuhr die Dame fort, „weßhalb sind Sie diesen Abend hiehergekommen?"

„Sie können mich noch fragen?" rief Armand, indem er gleichzeitig ihre Hand ergriff und sie mit feurigen Küssen bedeckte.

„Sie kommen hieher, um mir zu sagen, daß Sie mich lieben, was ich aber schon lange weiß."

„Sie zweifeln also nicht an meiner Liebe?" frug er freudig.

„Nein. Aber Sie sind auch hiehergekommen," fuhr sie lächelnd fort, „um zu erfahren, wer das sonderbare Weib ist, welches die ganze Welt durcheilt, und welchem sie überall begegnen, weßhalb sie die rechte Hand stets in einem schwarzen Handschuh verborgen hat, weßhalb sie Ihnen ein Rendezvous in jenem alten Hause in Paris gab und dann plötzlich verschwand.

„Sie wollen ferner wissen, weßhalb ich, ungeachtet der schrecklichen Macht, die ich über Männer besitze, ich dennoch an jenem Abende, als sie zu mir durch das Fenster kamen und plötzlich die Schritte eines Mannes in dem Korridor hörbar wurden, einen heftigen Schrecken bekam und Sie bat, mich zu verlassen."

„Das ist wahr," erwiederte Armand, welcher plötzlich von Eifersucht ergriffen wurde.

„Endlich," sagte sie, „gibt es noch ein viertes Ge-

heimniß, welches ich geschworen habe, Ihnen zu verbergen. Sie wollten auch wissen, was mein Porträt in dem Zimmer des Studenten Dulong machte, in welcher Beziehung ich zu Blidah stehe und wer der Mann war, den ich auf demselben Wege, auf dem Sie zu mir kamen, erwartete?"

Armand schwieg.

Aber dieses Schweigen sprach laut.

„O!" rief er ängstlich.

„Sie sehen also," sagte sie mit Lächeln, „daß nicht ich es bin, die Sie lieben, sondern das Geheimniß, das mich umgibt."

„Nun, es sei!" rief Armand. „Bleiben Sie in diesem Geheimnisse, das Sie umgibt, sagen Sie mir nicht, woher Sie kommen oder wohin Sie gehen, aber lassen Sie mich Sie lieben —"

Armand ließ sich auf ein Knie nieder und ergriff ihre Hand, welche er mit heißen Küssen bedeckte.

Sie zog dieselbe nicht zurück.

Es schien, daß sie die Gefühle des jungen Mannes theilte, welcher zu ihren Füßen lag. Es war ein ergreifender, feierlicher Anblick.

„Wollen Sie mich wiedersehen? — oft wiedersehen?" frug sie plötzlich.

„O," rief er, „nehmen Sie mein Leben dafür!"

„Nein, ich will mich mit Weniger begnügen. Ich will nicht mehr, als daß Sie mir schwören, Niemandem, selbst ihrem Vater oder Fulmen etwas von unserer Unterredung zu sagen, und um diesen Preis werden Sie mich dann täglich sehen."

„Ich schwöre es!“ rief Armand, welcher die Hand feierlich zum Himmel erhob.

„Aber,“ fügte sie bei, „erinnern Sie sich, daß an dem Tage, an dem Sie diesen Schwur brechen, Ihre Brust von einem Dolch durchbohrt sein wird, ohne daß eine weltliche Gerechtigkeit entdecken würde, welche Hand diesen Dolch geführt hat.“

Armand lächelte und sagte:

„Nun, dann werde ich lange leben.“

Dann ergriff er neuerdings die Hand der Dame, um sie an seinen Mund zu führen, während ein schreckliches Lächeln über ihre Lippen glitt.

„Unglückseliger!“ schien aber dieses Lächeln sagen zu wollen.

Armand blieb einige Augenblicke zu den Füßen der Dame, während er fortwährend inbrünstig ihre Hand küßte.

„Gut, mein Lieber,“ sagte sie endlich mit bewegter Stimme, welche ihre innere Bewegung verrieth, „erheben Sie sich — ich bin wirklich schon schwach und habe nicht den Muth, Ihnen zu grollen.“

Es herrschte ein großer Unterschied in dem überzeugenden und süßen Tone, mit welchem sie diese Worte aussprach und jenem Tone, welcher eine Minute früher ihren Willen kundgab.

„Ah!“ sagte er begeistert, „ich wußte wohl, daß Sie lügen, indem Sie mir sagten, Sie wären ein Weib ohne Herz —“

„Erheben Sie sich,“ wiederholte die Dame, „ich bitte Sie darum.“

Armand gehorchte und wollte vor ihr stehen bleiben, um sie zu betrachten.

Aber die Dame ergriff seine Hand und zog ihn an ihre Seite.

Armand betrachtete sie; sie war sehr bleich und es schien ihm, daß auf ihrem Gesichte sich eine tiefe Traurigkeit kundgab.

„O, ich liebe Sie! — ich liebe Sie!“ murmelte der junge Mann mit der fieberhaften Beredsamkeit des Herzens.

„Schweigen Sie,“ sagte sie leise, „denn Ihre Worte schmerzen mich.“

„Ich verursache Ihnen Schmerz?“ rief Armand in kläglichem Tone.

„Ja,“ sagte sie, „ich sehe, daß Sie mich lieben, und beklage Sie deßhalb.“

„Mein Gott,“ rief er trostlos, indem er diesen Worten eine unrichtige Bedeutung zuschrieb, „soll ich Sie abermals verlieren?“

„Nein,“ sagte sie. „Sie sehen, daß ich nicht den Muth habe, Sie zu fliehen.“

Diese Worte öffneten den Himmel vor dem jungen Manne.

Konnte sie ihm mit beredsameren Worten ihre Liebe gestehen?

Armand legte die Hand auf's Herz.

„Ich glaube vor Freude sterben zu müssen!“ rief er aus.

„Wer weiß,“ entgegnete sie traurig, „ob es für Sie

nicht besser wäre, zu sterben, als auf meiner Liebe zu bestehen."

„Aber," rief er aus, „ist es nicht das größte Glück, Sie zu lieben?"

Sie versuchte zu lächeln und sagte:

„Nein, das ist kein Glück; diejenigen, die mich lieben, sind nicht glücklich, denn Sie wissen nicht, welches verhängnißvolle Geschöpf ich bin; denn ich meinte es gut und redlich, als ich mich Ihren Verfolgungen entzog."

„Aber Sie sind närrisch, Madame," murmelte Armand, „ich bin so glücklich, daß ich Ihnen die Freuden des Himmels aufopfern will."

„Hören Sie," sagte sie mit eisiger Ruhe, welche an die Stelle ihrer Bewegung trat, „Sie lieben mich, ich sehe und fühle es, nur eine Minute daran zu zweifeln, wäre Thorheit; aber Sie wissen nicht, wen Sie lieben —"

„O, ich weiß es," rief er mit Feuer, „daß Sie gut und schön sind. Das Uebrige ist mir gleichgiltig."

„Aber was Sie noch nicht wissen," sagte sie, „ist, daß das Schicksal mich mit einer geheimnißvollen, traurigen Mission betraut hat. Morgen vielleicht schon ruft mich eine heilige Pflicht an das andere Ende des Erdballes."

„Ich werde Ihnen folgen!" rief Armand mit Begeisterung.

Die Dame lächelte traurig.

„Gut," sagte sie. „Nehmen wir an, Sie könnten mir folgen. Sie werden doch nicht wissen, was mein Zweck ist. In meinem Herzen ist ein Geheimniß, das nur Gott durchschauen kann."

„Behalten Sie dieses Geheimniß, ich will selbst Ihren Namen nicht wissen.“

„Ah,“ sagte sie, bei diesen Worten erzitternd, „meinen Namen? Ein einziges Wesen auf der Erde weiß ihn, und diejenigen, denen ich denselben sage, steigen alsogleich in ihr Grab.“

„Sagen Sie ihn mir, ich sterbe dann glücklich, denn ich bin zu Ihren Füßen.“

„Sie sind ein Kind und vergessen, daß ich nur einige Minuten noch in Ihrer Nähe verweilen kann.“

„Sie gehen schon?“

Sie erhob sich und sagte:

„Sehen Sie dort jene Barke. Sie hat mich hiehergebracht. Woher kam ich? Wohin gehe ich? Wer sind diese zwei Männer, welche sich in der Barke befinden? Fragen Sie mich nie darnach, aber kommen Sie morgen hieher, ich werde Sie erwarten.“

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh nahm nun eine kleine silberne Pfeife, die an ihrem Gürtel sich befand und stieß einen gellenden Pfiff aus.

Die Barke näherte sich nun mit Blitzesschnelle.

Während dieser Zeit befand sich Armand und seine schöne Unbekannte an dem Ufer und hielten sich schweigend bei den Händen.

Plötzlich betrachtete sie ihn und sagte:

„Lieben Sie mich wirklich so sehr, um eifersüchtig sein zu können?“

„O,“ rief er mit zorniger Stimme, „glauben Sie

nicht, daß ich dem Mann, der es wagen würde, Sie zu lieben, einen Dolch in's Herz stoßen würde?"

Der Ton der Stimme des jungen Mannes war so überzeugend, daß die Dame erzitterte und ihr Lächeln, welches Haß und Rache ausdrückte, von ihren Lippen verschwand.

Aber Armand verstand dieses Lächeln nicht.

„Es ist gut," sagte sie, „ich wollte Sie erproben und bin mit dem Resultate zufrieden."

Armand runzelte die Stirne, denn die Worte seiner Angebeteten nagten an seinem Herzen.

Er erinnerte sich auch des Bildes, das er im Zimmer des Studenten erblickte.

Die Dame drückte seine Hand und sagte:

„Hören Sie gut: Ich habe nie einen Schwur gebrochen und habe auch nie gelogen, Sie können es mir sicher glauben. Ich schwöre Ihnen, daß ich Niemanden liebe, und daß bis zum heutigen Tage noch kein Mann meine Hand so gedrückt hat, als Sie."

In diesem Augenblicke erreichte die Barke das Ufer.

„Leben Sie wohl!" rief die Unbekannte, Armand ein Zeichen mit der Hand machend.

Sie sprang in das Schiffchen, welches sogleich mit ihr davoneilte.

Die Barke wurde von zwei Männern geleitet, von denen einer das Ruder führte.

Beide waren in große Kapuzinermäntel gehüllt und hatten die Kapuze über den Kopf gezogen, so daß es Armand

unmöglich war, auch nur einen Theil ihres Gesi chtes sehen zu können.

Es schien ihm, als habe derjenige, der am Steuer saß, weiße Haare. ~~hatte~~

Sogleich befiel ihn der Gedanke, daß der Steuermann jener Alte wäre, der sie überall hin begleite.

Aber dieser Mann war weder ihr Gatte, noch ihr Geliebter; denn wie hätte sie ihm sonst ein Rendezvous geben können.

Armaud glaubte an der Taille des Mannes den Grafen Arleff zu erkennen.

Die Barke entschwand endlich den Blicken Armand's, welcher unbeweglich und in Gedanken versunken am Ufer zurückblieb.

— — — — — — — — — — — —

Armand hatte sich nicht getäuscht, als er in dem Steuermann den Grafen Arleff zu erkennen meinte.

Er war es in der That auch, welcher das Ruder führte.

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh nahm an seiner Seite Platz.

„O, er liebt mich, er liebt mich, mein Freund!“ murmelte sie dem Major in's Ohr. „Er liebt mich rasend und ich halte ihn.“

„Glauben Sie?“

„Ich werde in ihm einen folgsamen Sklaven haben. Er ist ein Degen in meiner Hand.“

Indem sie diese Worte aussprach, schien sie ganz umgewandelt zu sein.

Es war nicht mehr jenes Weib mit dem traurigen melancholischen Gesichte, mit dem süßen Blick und der bewegten Stimme.

Nein, ein wildes Feuer strahlte aus ihren Augen und ein verächtliches Lächeln umspielte ihren Mund.

„Und der Andere?“ frug der Major.

„Ah, der Kapitän Lemblin!“ rief sie mit höhnischer Stimme. „Der hat nur mehr zehn Tage zu leben. Aber er hat diesen Abend zurückkommen müssen, während wir hier waren.“

„Das ist wahrscheinlich.“

„Ich sehe ihn von hier,“ fuhr die Dame fort, „ich sehe ihn auf der Plattform seines Schlosses, wie seine Blicke in die Weite schweifen und uns suchen. Armer Narr!“

„Madame,“ murmelte der Graf, „Sie wissen wohl, daß ich Ihnen ein ergebener Diener bin und niemals Ihre Befehle untersuchte, werden Sie mir wohl, eine Frage erlauben?“

„Sprechen Sie, mein Freund!“

„Ich habe die Geschichte mit der Kassette Ihnen überlassen. Sie haben gesprochen und ich habe immer nur gehorcht.“

„O, Sie sind gut und treu und der einzige Mann, den ich auf dieser Welt liebe.“

„Aber,“ fuhr der Major fort, „haben Sie kein zu großes Vertrauen in Ihre Kräfte für das schreckliche Drama, das sie auf Ruvigny herbeizuführen gedenken?“

„O, ich werde stark sein!“

Nach einem Augenblicke Stillschweigen fuhr sie wieder fort:

„O, wenn Sie wüßten, welchen Haß ich im Herzen fühle, Sie würden mich von meinem Vorhaben nicht a breden wollen.“

„Unversöhnliche,“ murmelte Graf Arleff so leise, daß selbst sie dieses Wort nicht verstand.

„Ich habe versucht,“ fuhr sie fort, „die Gewissensbisse dieses Elenden einzuschläfern. Die närrische Liebe, die ich ihm einflößte, brachte die Stimme seines Gewissens zum Schweigen. Aber ich werde dieselben wieder wachrufen und ein höllischer Todeskampf soll seiner harren.“

Arleff erbebte und Beide schwiegen.

Die Barke eilte mit Blitzesschnelle vorwärts und schon wurde das Schloß Ruvigny mit seinen finsteren Mauern sichtbar.

Plötzlich hielt sie an.

Graff Arleff sprang zuerst aus derselben und reichte dann seine Hand der Dame, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein.

Der Mann, welcher das Ruder führte, lenkte das Boot wieder zurück.

Die junge Dame und ihr Gefährte stiegen die Stufen hinauf, welche zur Plattform des Schlosses führten.

Ein Mann stand auf der letzten Stufe der Stiege und erwartete sie.

Es war Hektor.

— — — — — — — — — — — —

Armand blieb noch lange, nachdem die Barke seinen Blicken entschwunden war, am Ufer stehen und blickte in die Ferne.

Dann kehrte er langsam an den Ort zurück, an welchem er sein Pferd gelassen hatte.

Man muß von einem ersten Rendezvous zurückgekommen sein, man muß in seiner Hand die Hand des Weibes, von welchem man so lange geträumt, welches man stets vergebens verfolgt hat, gedrückt, eine Stunde zu Ihren Füßen verbracht, sich an ihrer Stimme berauscht, an ihrem Blicke und ihrem Lächeln die Augen geweidet haben, um zu verstehen, wie glücklich sich Armand fühlte, als er sich in den Sattel seines Pferdes zurecht setzte und rief:

„Sie liebt mich! Sie liebt mich!"

Er spornte das edle Thier an und sprengte im Galopp nach seiner Behausung.

Als er an dem Orte ankam, wohin er den Jäger bestellt hatte, war er ganz in Schweiß gebadet.

Der Jäger, dem Befehle seines Herrn getreu, saß auf einem Baumstamm und erwartete ihn.

Armand sprang vom Pferde herab, warf dem Jäger die Zügel des Thieres zu und entfernte sich, indem er zu ihm sagte:

„Wickle dem Pferde die Füße gut ein und gib ja Acht, daß Du meinen Vater nicht aufweckst."

Armand kehrte geräuschlos in das Haus zurück. Dann eilte er die Treppe hinan, um sich leise in sein Zimmer zu begeben.

In diesem Augenblicke machte er einen Fehltritt, fiel und verursachte einen heftigen Lärm. Er fürchtete, seinen Vater geweckt zu haben.

In der That hörte er auch, als er vor dessen Schlafgemach vorbeikam die Worte:

„Wer ist da?“

Er eilte auf sein Zimmer, dessen Thüre er halb offen ließ.

Eine Stunde später schlief Armand ein, indem er von der Dame mit dem schwarzen Handschuh träumte, und sein Traum war so lange, daß er erst um zehn Uhr Morgens erwachte.

Einunddreißigstes Capitel.

Ein falsches Geständniß.

Als der junge Mann die Augen öffnete, erblickte er seinen Vater in einem Fauteuil zu den Füßen seines Bettes.

Der Oberst betrachtete seinen Sohn mit einer Art Bewunderung, in welche sich Unruhe mengte.

„Ah," rief er ihm in freundlichem Tone zu, welcher eine gewisse Beklemmung verbarg, „weißt Du, daß Du kein sehr fleißiger Jäger bist?"

Bei diesen Worten zeigte er auf die Uhr.

„Ich habe geschlafen," erwiederte Armand, welcher seine Stirne dem Greise hinhielt, auf welche dieser einen langen Kuß drückte.

„Hast Du diese Nacht den Lärm gehört, der mich erweckte?"

„Welchen Lärm denn, Vater?"

„Es machte Jemand auf der Stiege einen Fehltritt, ich habe gerufen, man antwortete mir aber nicht, da stand ich auf —"

„Ah!" rief Armand erbleichend.

„Ich eilte zum Fenster — und rathe, was ich erblickte?"

„Was denn, Vater?"

„Ich sah beim Mondschein den Jäger kommen, der Dein Pferd führte."

„Du begreifst," fuhr der Oberst fort, während sein Sohn schwieg, „daß ein alter Graubart, wie ich bin, sich in solchen Sachen nicht täuschen kann. Der Fehltritt auf der Stiege einerseits, der Jäger mit Deinem Pferde andererseits, die Füße des Pferdes in Tuch gehüllt, damit kein Lärmen entstehe, wenn sie —"

„Ach, mein Vater!" rief Armand bestürzt in die Rede des Obersten unterbrechend.

Der Oberst fuhr fort:

„Ich bin sogleich in den Stall geeilt, um Rob-Roy zu betrachten. Das arme Thier mußte diesen Abend einen tüchtigen Weg gemacht haben, es war ganz in Schweiß gebad et und zitterte an allen Gliedern."

Der Oberst sagte dieses mit freundschaftlicher Stimme, während ein wohlgefälliges Lächeln auf seine Lippen trat.

„Aber, mein Vater," murmelte Armand, welcher sich des der Dame mit dem schwarzen Handschuh geleisteten Schwures erinnerte.

„Also," fuhr der Oberst fort, „Du hast irgend eine Schöne der Normandie entdeckt, welche Dir Nachts ihr Fenster öffnet, und willst für sie ein Pferd von zweitausend Thalern umbringen, denn ich sage Dir," schloß er, „wenn Du es acht Tage lang so treibst, so ist Rob-Roy zu Grunde gerichtet."

Der arme Vater, welcher in die Seele seines Sohnes einen klaren Blick machen wollte, und sich seinem väterlichen Instinkt anvertraute, hatte diesem selbst die Mittel an die Hand gegeben, sich täuschen zu lassen.

Armand fand es angemessen, zu erröthen und zu murmeln:

„Meiner Treu, mein Vater, ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, und das Leben ohne Liebe ist eine Frucht ohne Geschmack."

„Das ist wahr," stimmte der Oberst bei, „aber Du hättest gut gethan, Dich mir anzuvertrauen."

„Ah!" rief Armand, welcher den Verdacht seines Vaters entfernen wollte, „ich bin bescheiden."

„Gut!" sagte der Oberst, indem er die Stirne run-

zelte, „es steckt ein Gatte hinter dem Vorhang. Nimm Dich in Acht, mein Kind, nimm Dich in Acht," fuhr er unruhig werdend fort. —

„Bah! ein dicker Pächter — und dann ist er ja immer abwesend."

„Du bist doch wenigstens bewaffnet ausgegangen?"

„Ich hatte die Pistolen bei mir."

Und glücklich, seinen Vater von der rechten Fährte abgelenkt und ihn von der Wahrheit weit entfernt zu haben, sprang er aus dem Bette, küßte seinen Vater, frühstückte mit gutem Appetit und verbrachte die Zeit, indem er ängstlich die Stunde des Stelldichein erwartete.

Nach dem Diner, welches sich gewöhnlich bis acht Uhr verlängerte, sagte der Oberst zu seinem Sohne:

„Es ist unnütz, daß Du wartest, bis ich zu Bette bin, und die Füße des Pferdes neuerdings mit Tüchern umhüllst. Gehe zu Deinem Rendezvous und sei klug. Vergesse die Pistolen nicht."

„Oh, seien Sie ruhig."

Eine Stunde später sprang er flink in den Sattel.

Dann schlug er die entgegengesetzte Richtung ein, um seinen Vater irre zu führen.

Nachdem er eine Viertelstunde diesem Weg gefolgt war, kehrte er um, lenkte in eine andere Straße ein, und in weniger als einer Stunde hatte er das Gestade erreicht.

Wie am Abende vorher band er sein Pferd an einen Baum und folgte zu Fuß den kleinen Fußsteig, der ihn an den Ort seiner Bestimmung bringen sollte.

Aber an diesem Abende zeigte sich keine Barke.

Das Ufer blieb leer.

Armand erschien der erste am Ort des Rendezvous.

Ein Zeichen von wirklicher Liebe ist die Angst, die Erwartung, wodurch man das geliebte Weib der Nachlässigkeit beschuldigt.

Armand, wenig bekümmert um die Vorhersagung des Obersten hinsichtlich seines Pferdes, hatte dieses so gut geführt, daß er um eine Viertelstunde früher ankam, als gestern.

Er sah auf die Uhr — es war noch nicht zehn.

„Oh, wenn sie nur käme."

Dies war sein Gedanke, als er sich auf eine Felsenbank setzte.

Die Nacht war finster und Armand hatte heute nicht die Hoffnung, das Boot zu erblicken, denn der Mond hatte sich hinter den Wolken verborgen.

Er wartete ungefähr zwanzig Minuten, indem er versuchte, die Dunkelheit mit seinem Blicke zu durchdringen.

Aufmerksam hörte er auf jedes Geräusch, welches die Wellen bewegte, und diese zwanzig Minuten hatten für ihn die Dauer eines Jahrhunderts.

Endlich glaubte er einen leuchtenden Punkt am Horizont zu erblicken.

„Sie ist es!" dachte er, indem er sich ungeduldig erhob und sich bis zur äußersten Grenze der Küste begab.

Der leuchtende Punkt näherte sich, erhob und senkte sich, verschwand und kam wieder zum Vorschein.

Aber plötzlich war er verschwunden.

Armand glaubte, daß eine Welle ihn verberge.

Er wartete deshalb eine — zwei — drei Minuten.

Das Licht kam nicht wieder zum Vorschein.

Der junge Mann, dessen Herz heftig pochte, glaubte geträumt zu haben, als plötzlich das Schlagen eines Ruders im Wasser hörbar wurde.

Armand begann sich zu fürchten.

Er fürchtete, daß es eine andere Barke, als jene der Dame mit dem schwarzen Handschuh sei, daß vielleicht die Grenzjäger eine nächtliche Untersuchung des Meeres veranstalteten, oder daß Fischer herankämen.

Er blieb unbeweglich und erwartungsvoll.

Die Barke hielt an.

Ein Mann sprang aus derselben, bei dessen Anblicke Armand erzitterte.

Er erwartete keinen Mann.

Aber dieser ging gerade auf ihn zu und frug:

„Sind Sie Herr Armand?“

Diese Stimme war dem jungen Manne unbekannt.

Der Fremde war in einen Kapuzinermantel gehüllt, welcher sein Gesicht verbarg.

„Was wollen Sie von mir?“ frug dieser.

„Sie werden doch in Ihrem Sacke eine Cigarre haben?“ sagte der Unbekannte.

„Wozu diese Frage?“

„Weil ich Ihnen ein Stückchen Schwamm, sowie einen Feuerstein und Stahl geben werde, um sie anzuzünden, damit Sie das Billet, welches ich Ihnen übergeben muß, lesen können.“

Armand begriff, daß dieser Mann ein Abgesandter

der Dame mit dem schwarzen Handschuh wäre und begann zu zittern.

Sie schrieb ihm, also wollte sie nicht kommen.

„Wer hat Ihnen das Billet gegegeben?“ frug Armand.

„Diejenige, die kommen sollte,“ war die Antwort des Unbekannten.

Und er reichte ihm einen gesiegelten Brief, aus dessen Falten ein angenehmes Aroma drang.

Zu gleicher Zeit zog er ein Stück Schwamm und einen Feuerstein heraus und begann mit dem Rücken seines Messers Funken zu schlagen.

Armand trat der Angstschweiß auf die Stirne.

Er zündete schnell eine Cigarre an, öffnete das Briefchen und las.

Folgendes war der Inhalt:

„Ich habe Ihnen gestern gesagt, mein Freund, daß ich ein von Geheimnissen umgebenes Weib bin und daß mein Schicksal nicht mir gehört.

„Ich kann zum Rendezvous, welches ich Ihnen gab, nicht kommen, aber wenn sie ein Mann sind, den eine Fahrt auf dem Meere nicht erschreckt, so folgen Sie dem Ueberbringer des Billets.“

Das Briefchen war ohne Unterschrift, aber jede Zeile bewies Armand, daß sie es war, welche es schrieb.

Er vergaß sein Pferd, welches ihn am Fußsteige erwartete und sagte:

„Ich bin bereit, gehen wir.“

Er eilte in die Barke.

Der Unbekannte ergriff das Ruder und sagte:

„Können Sie rudern?“

„Ja.“

„Nun gut! Nehmen Sie eines meiner Ruder, wir kommen dann schneller zum Ziele.“

Armand gehorchte.

Eine Stunde später erblickte er eine hohe Masse, welche sich bis zum Himmel erhob.

„Dorthin gehen wir,“ sagte der Unbekannte.

„Dorthin?“

„Ja.“

„Aber das ist ja das Schloß Ruvigny!“

„Das ist möglich.“

„Es gehört Herrn Lemblin, einem alten Offizier.“

„Das ist Alles möglich,“ sagte der Führer ungestüm, „aber wir eilen dorthin.“

Und er sprang an das Ufer, während er die Barke an sich zog und mit einem Stricke befestigte.

„Kommen Sie,“ sagte er.

„Das ist sonderbar,“ dachte Armand, „wie ist es denn möglich, daß die Dame das Schloß Ruvigny bewohnt? Bei einem Manne, wie Hektor Lemblin, von dem man allgemein sagt, daß er verrückt sei?“

Der Unbekannte nahm den jungen Mann bei der Hand und ließ ihn den schmalen Fußsteig, welcher vom Meere zur Plattform des Schlosses führte, hinaufgehen.

Dort angekommen, neigte er sich an sein Ohr und sagte:

„Keinen Lärm, es geht um Ihr Leben.“

Jeder andere als unser Held hätte vielleicht bei diesen Worten gezittert, aber Armand war tapfer, er hatte die Kühnheit der Liebe.

Dann führte er ihn in einen großen Salon, in welchem die tiefste Finsterniß herrschte.

Sie gingen durch denselben und gelangten auf einen Korridor.

Der Unbekannte hielt endlich vor einer Thür, welche er öffnete.

„Wir sind an Ort und Stelle,“ sagte er. „Treten Sie ein, man erwartet sie.“

Und er verschwand.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Armand im Schlosse Ruvigny.

Armand befand sich jetzt auf der Schwelle eines reizenden kleinen Gemaches, welches der Baronin Martha von Ruvigny als Boudoir gedient hatte.

In einer Ecke, neben dem Kamin, saß eine Dame.

Es war die Dame mit dem schwarzen Handschuh. Sie war nicht mehr jenes sonderbare Geschöpf, welches inmitten

einer Haide zu Pferde erschien und ihre Rendezvous am Ufer des Ozeans abhielt.

Man hätte sie für eine kleine Maitresse aus der Rue Chaussée d'Antin gehalten, welche mit ihrem reizenden Lächeln ihre Freunde in ihrem Boudoir empfängt. Mit einer anmuthigen Geberde bedeutete sie dem jungen Manne, die Thüre zu schließen.

„Schieben Sie den Riegel vor," sagte sie.

Er gehorchte.

„Nun setzen Sie sich an meine Seite."

Sie rollte ihm einen Sessel hin.

Aber Armand eilte zu ihr, kniete nieder, ergriff ihre Hand und sagte mit dem Tone der Bewunderung:

„Ist es kein Traum?"

„Nein," sagte sie, „Sie träumen nicht. Ich bin es, und habe alles Mögliche gethan, um Sie zu sehen."

„Alles gethan, um mich zu sehen?" rief der junge Mann, während die Eifersucht sich seiner bemächtigte.

„Ja," sagte sie. „Ich laufe die größte Gefahr, indem ich Sie hier empfange."

„Ah!" murmelte er mit edlem Stolz. „Sie täuschen sich, ich bin ja bei Ihnen, um Sie zu beschützen und zu vertheidigen."

„Mich vertheidigen hieße mich zu Grunde richten," sagte sie traurig.

„Mein Gott," rief Armand, während seine Stirne sich faltete und er sie mißtrauisch ansah, „sind Sie vermählt?"

„Nein!"

„Aber welche Gefahren bedrohen Sie?"

„Ich und Sie laufen eine Todesgefahr.“

„Sind Sie denn in der Gewalt eines Mannes?“

In dieser Frage drückte sich die Leidenschaft der Eifersucht aus.

„Ja,“ entgegnete sie.

Eine Wolke trat auf die Stirne Armand's und trübte seine Blicke.

„Madame,“ stotterte er, „Sie haben also Ihren gestrigen Schwur vergessen?“

„Habe ich Ihnen wirklich einen Eid geleistet?“ frug sie ruhig.

„Ja.“

„Welchen?“

„Sie haben mir geschworen, daß, wenn Sie jemals einen Mann lieben würden —“

„Dieser Mann Sie wären. Nicht wahr?“

„Nun?“

„Nun, wer sagt Ihnen denn, daß ich den Mann liebe, in dessen Gewalt ich bin?“

„Oh, wenn sie ihn nicht lieben — wenn er nicht Ihr Gatte ist —“

Sie unterbrach ihn mit stolzer Geberde.

„Es scheint,“ sagte sie kalt, „daß Sie Andern ihre Schwüre in Erinnerung bringen, dabei aber Ihre eigenen vergessen.“

Armand erbebte bei diesen Worten.

Die Dame mit dem schwarzen Handschuh war nicht mehr jenes anmuthige Weib, welches ihn mit einem Lächeln empfing.

Ihr Blick leuchtete von wildem Feuer, ihre bleiche Stirne war von tiefen Furchen durchzogen, ihre Lippen bebten vor Zorn.

„Sie vergessen," sagte sie stolz, „daß ich nur dann einwilligte, Sie wiederzusehen, als Sie mir den Schwur machten, nie etwas über mein Leben erfahren zu wollen."

„Das ist wahr," murmelte Armand, indem er den Kopf senkte.

„Nun," sagte sie, „wenn Sie es wissen wollen, wenn Sie nicht zufrieden sind, zu sehen, daß ich mein Leben für Sie auf das Spiel setze, so verlassen Sie mich — kehren Sie aber auch nie mehr zu mir zurück."

Armand fiel zu ihren Füßen.

„Verzeihen Sie mir," rief er, „ich bin eifersüchtig."

„Haben Sie das Recht dazu?" fragte sie mit dem Ausdrucke einer Ironie, welche das Herz des jungen Mannes wie die Klinge eines Dolches durchdrang.